

Blick aus dem Fenster

60 persönliche Ansichten

Grupello Verlag

DAS AUGEN LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter: **www.grupello.de**
Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. E-mail: grupello@grupello.de

Abbildung auf dem Einband:
David Hockney, Ordinary Picture © akg-images

1. Auflage 2006

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-491 25 58 · Fax: 0211-498 01 83
Umschlaggestaltung: Silke Niehaus
Druck: Müller, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-53-1

Inhalt

Alla Pfeffer	
Vorwort	9
Astrid Gehlhoff-Claes	
Gedichte	11
Klaus (Niels) Pfeffer	
Blick aus dem Fenster? Keine Zeit! Wichtigeres zu tun!	18
Werner Hellfritzsch	
Ausguck	25
Antje Dertinger	
Das Haus meines Großvaters	32
Transit 1989	36
Heinz Behrendt	
Go East – Eine surreale Reise nach Innen und Außen	40
Udo van Meeteren	
Nachdenkliche Ausblicke	48
Alfons Labisch	
»Hier wollen wir wohnen«	52
Anne-José Paulsen	
Harte Arbeit – freier Ausblick	55
Michael Dederichs	
Pfarrhausfenster	58
Gudrun Hock	
Fenster zur Stadt	62
Gabriele Uerscheln	
Drei Fenster	66
Boyd McCleary	
Rhine Lodge – Residenz	69
Adolf Nitsch	
Eines Städteplaners Blick durchs Ochsenauge	75
Bernhard Fluck	
Hilde Behrend – Eine Jüdin als Brückenbauerin in Zeiten der Not	81
Joseph Anton Kruse	
Magischer Ort und versunkene Zeit	88
Jürgen Ringel	
Onkel Jo	90
Eva Stroux	
Im Wechsel der Ausblicke	94

Heidi Ziehm	
Mein kleines Tryptichon	97
Monika Fischer-Sturm	
Blick aus dem Fenster – Momentaufnahme ...	104
Regina Goldlücke	
Mein Blick aus dem Fenster	107
Margot Schroeder	116
Der Hausherr	121
Silvia Pappa	
Einblicke – Ausblicke – Augenblicke	123
Dieter Fohr	
Hirntumor und Gottesverlangen	136
Alexander Nitzberg	
Der Tod des Dichters Walter Rheiner	
Zu einem Gemälde von Conrad Felixmüller	140
Michael Serrer	
Fünf Fenster	143
Otto Vowinckel	
Im Glashaus	145
Zwei Rätsel	148
Ullis Fenster	155
Hans Onkelbach	
Fenster – Windows	158
Ina-Maria von Ettingshausen	
Die letzte Performance	160
Wulf Noll	
Prolog	165
Spaziergang mit Keule	167
Almut Rößler	
Fenster-Blicke	171
Reinhard Krekler	
Rückblick und Ausblick	177
Michael Debrand-Passard	
Fenster – eine Reise durch zwei Jahrzehnte	183
Marie-Agnes Strack-Zimmermann	
vorgestern – gestern – heute – morgen	189
Ille Chamier	
Gedichte	192
Suzanne Oetker	
Kraftquelle für den Alltag	197
Silke Niehaus	
Das Glück ist eine Bewegung	203

Torsten Casimir	
Mit Aussicht auf Schnee	208
Bernd Kortländer	
Bildeinfälle	211
Sebastian Feldmann	
Das Knirschen des Schnees auf der Schillerstraße	215
Frauke Tomczak	
Gedichte	220
Werner Schwerter	
Das einzige Varus-Denkmal in der Welt steht in Wumburg an der Wumme	223
Ulrich Brzosa	
Blick aus dem Turmfenster	
Der Stiftsplatz zwischen Wandel und Beharrung	229
Günther Cremers	
Mein Fenster in Paris	241
Hannelore Köhler	
Hale-Bopp	242
Herma Körding	
Ein egozentrisches Weltbild oder das Diktat der Malerei	245
Tatjana Kuschtewskaja	
Tauben	250
Ferdinand Scholz	
Stimme am Fenster	252
Harald K. Hülsmann	
Gedichte und Kurzprosa	256
Der Dichter – allein vor dem Fenster	257
Margot Potthoff	
Die Frau von gegenüber	260
Spiegelungen	263
Lis Schenk	
Besuch bei der Gräfin	266
Reinhard Strüven	
Blick über den Hof	270
Susanne Kersten-Stein	
Rosen, Tulpen, Nelken	273
Thomas Bernhardt	
Ausblicke in Flingern	277
Hansjürgen Bulkowski	
Gedichte	283
Nahverkehrs zug	284

Gepa Klingmüller	
In der Straßenbahn	287
Saskia Fischer	
Attrappen	289
Niklas Stiller	
Vogel Peters Fensterplatz	291
Wolfgang Reinke	
Vorhang! oder der geglückte Feldversuch zur Fernwirkung verschränkter Photonen nach Zeilinger	292
Regina Ray	
Überwiegend aus Zug- und Flugzeugfenstern: Eine Rückreise aus dem Innern Indiens	294
Peter Philipp	
... kann da nur durchgucken, aber nicht durchgreifen ...	299
Die Autoren	309

Vorwort

Blick aus dem Fenster. Bringen Sie erst einmal 60 grundverschiedene Menschen dazu, sich zu diesem Thema schriftlich in der Ich-Form zu äußern. Sie werden natürlich dabei 60 mal die Gegenfrage beantworten müssen »Wie ist das gemeint? Konkret, selbstbiographisch, im übertragenen Sinn, tiefenpsychologisch, aus der Gegenwart, aus der Vergangenheit oder ein literarisch erdachter Blick, eine grundsätzliche Erörterung über Fenster, aus der Ruhe oder aus der Bewegung heraus? Oder kann es auch gar in der Umkehrung der Fensterblick nach innen sein?«

Dieses Thema: »Blick aus dem Fenster«, welche Impulse löst es in mir aus? Bin ich bereit, mich vielen unbekanntem Lesern zu öffnen? Rege ich sie durch meinen Beitrag zu eigenen Fensterblicken an? 60 verschlüsselte Selbstbiographien sind darin enthalten, mit mir als Herausgeberin sogar 61.

Eine weitere Frage an mich lautet: Nach welchen Kriterien haben Sie diese vielfältige Schar der Beitragsverfasser ausgewählt? Meine Antwort dazu: Ich beobachtete sie in ihren verschiedenen Wirkungsbereichen, jeden in seiner Art. Außerdem regte mich eines jeden Sprachkraft an, ihn zum Schreiben zu ermuntern. Als Schriftstellerin weiß ich, wie Schreiben befreien kann.

Zwei Jahre hat es psychologischer und konkreter Arbeit bedurft, bis das Buch druckreif war.

Tief verankert im Menschen ist der Wunsch nach Durchblick. Wir brauchen Atempausen und Fensterblicke.

Düsseldorf 2006

Alla Pfeffer

ASTRID GEHLHOFF-CLAES

Bäume

Wer
im Winter
die nackten schwarzen Platanen,
die krummen knotigen Äste
hinter dem Fenster
am Schreibtisch
mit den Augen umarmt
und die dann schließt
und schreibt:

Der sieht:
Sie halten sich,
knospenlos,
blattlos,
stämmige
und starke
Skulpturen ausdauernden Lebens,
denen kein Frost
etwas antut.

Wie dem,
der schreibt.

Am Fenster

Abend, alte Windstille,
wenn im grauen Himmel die Vögel einfrieren.
Wie ein Wächter bin ich am Fenster.

Alter Abend,
Schrift ohne Schreiber,
Schrift, nur weil wir Leser sind.
Manchmal ein reiner Rest:
der Mond oder ein Baum.
Und immer das Gedicht,
das wie ein Spiegel
leuchtend aus Mond und Baum abliest.

Wie ein Wächter bin ich am Fenster.
Nichts stimmt.
Verstellte Uhren verteilen unter sich
die Zeit wie eine Beute.
Nichts kommt mehr an.
Und Tun und Nichttun liegt auf uns
wie Staub auf Schränken.

Aber am Abend,
wenn im grauen Himmel die Vögel einfrieren:
Wie ein Wächter bin ich am Fenster.
Und lasse vor Nacht die Angeln hinab,
wo einst mein Teich war.

In den Kronen
(auf ein Bild von Paul Klee)

In den Kronen,
in den Kreisen der Bäume
unbeirrbar
steht mein Traum.

Mein Traum ein Tier,
einsam,
ein einsames Kamel,
das großäugig,
in Kreisen in Streifen,
Rhythmen wie Tränen
vergießt.

Wie es,
wenn ich hinausblicke,
still steht
unter den stillen Bäumen.
Wie es,
wenn ich lausche,
mit den höckrigen Ohren
lauscht.

Wie es
unbeweglich
meinen Blick,
meinen Traum
bewegt:
Meinen Traum
Gedicht.

Der Schwan

Von dem Turm, in dem ich bin, dem grauen,
rings von Rosen giftigrot bewacht,
kann man weit auf schwarze Wasser schauen,
Bäume bücken sich in Wind und Nacht.

In Gebüsch blitzen Schlangenleiber,
leise lauert überall Gefahr.
Herrisch halten bunte Pferdetreiber,
und sie rufen: »Laß herab dein Haar!«

Hoch am Fenster neig' ich mich mit Tücke.
Golden glänzt die Schere im Gemach.
Vor die Füße werf' ich ihnen Stücke.
Lange läuft mein Lachen ihnen nach.

Immer sinnen sie, wie sie mich schwächten,
denn sie glauben mich im Turm allein.
Doch ich lasse heimlich in den Nächten
einen silberblauen Vogel ein.

Samt- und schattenschwer sind seine Schwingen,
ach, sein Blick kommt tief aus anderm Land,
bittet müdeglühend: Laß mich schlingen
meinen Hals um deine Kinderhand.

Morgens starr' ich auf die stumme Mauer,
und der Tag beginnt sein dunkles Spiel.
Glück ist ein Kristall aus Traum und Trauer,
ist ein Trank, von Tränen schwer und kühl.

Gebrochene Flügel

Wenn wir mehr
Wälder hätten,
sagen die Herren,
hätten wir nicht
so viele Straftaten.
Ja, wenn wir mehr
Wälder hätten,
erwidern die Straftäter.

Um den Schlaf
gebracht,
am Fenster,
sehe ich Holzfäller
Wurzeln ausreißen:
Wie ergeben
die Erde ist
unter den Bäumen.

Sie legen sich
schlafen
und leiden
an dem bitteren Gift
aus unserer Hand:
achtlose Schritte
zertrampeln den Regenwurm,
gebrochene Flügel sind
eindeutig.

Ich träume die Hand
um die Flügel,
ich streichle
mit Blicken.
Ich schaue den Ästen
in die Augen
und wünsche mich
mit den Worten
in den Wind.

Wie grün
der Himmel ist
über den Nestern.

Zu den Wurzeln

Wald, stummer Beschützer,
der vor meinem Fenster blüht,
wenn ich doch dich –
wie dein Maler mit seinem Bild –
schützen könnte
mit meinem Gedicht.

Wenn – wie im Fenster
der Tagschlaf der Eulen,
der Mittag der Termiten
die Hut deiner Hand verrät –
ich hinabreichte zu den Wurzeln
mit meinem Wort.

Zu deinem Himmel,
der grün am Boden glüht.
Wenn doch mein Wort
ein Stern würde
an diesem Himmel.

Kindheit

Das ist ein Sein, von Wundern sanft umwoben,
von Märchen mild verzaubert und umhüllt;
am Fenster früh das Herz emporgehoben,
am Fenster abends ganz vom Tag erfüllt.

Und noch in Träumen glücklich und gestillt
mit Bällen und mit bunten Bilderbogen;
nur manchmal etwas ängstlich, etwas wild,
doch alles fast wie fern vorbeigezogen.

Und alles ohne Falsch und ohne Fragen:
die Dinge dürfen gar nicht anders sein.
Die Blicke werden staunend fortgetragen

aus hellen Fenstern, bis die Uhren schlagen.
Des nachts bewacht, behütet an den Tagen –
noch nicht verloren und noch nicht allein.

KLAUS (NIELS) PFEFFER

Blick aus dem Fenster? Keine Zeit! Wichtigeres zu tun!

In einer unnachahmlichen Verschwisterung aus kühler Sachlichkeit und triumphaler Verstandesklarheit entquillt diese lakonisch knappe Antwort der Seele eines Tatmenschen, der mittels weniger, sorgfältig gewählter Worte seiner Umgebung Impulse zu geben gewohnt ist. Hart arbeitet dieser tatenfrohe Impulsgeber daran, seiner Wichtigkeit gemäße Statussymbole zu erwerben. Darunter auch solche Statussymbole, die den Blick aus dem Fenster möglich machen könnten, wenn ihr rastloser Besitzer sich nur die Zeit dazu nähme: Aus dem des Autos, mit dem er zum nächsten Termin gefahren wird, wo er aber auf der Fahrt noch Akten studiert. Oder aus dem des Landhauses in der vornehmen Wohngegend, wo er aber nur am Computer sitzt, um weitere Impulse vorzubereiten.

Blick aus dem Fenster? Keine Zeit! Wichtigeres zu tun!

Wir sind beeindruckt. Vom kühlen Fahrtwind des mangels Zeit Vorüberauschenden und Enteilenden umweht. Was wird bleiben?

Blick aus dem Fenster. Wer? Von wo aus? Wohin? Wann?

Wer blickt aus dem Fenster? Offenbar also nicht der Rastlose. Zum Blick aus dem Fenster muß man sich Zeit nehmen. Manchmal muß man dazu auch Vorhänge und Läden öffnen. Und sich selbst öffnen!

Auf Reisen kann der Blick aus dem Fenster des Fahrzeuges und endlich aus dem Fenster des Quartiers überraschen. Daheim kennt man das Blickfeld seiner Fenster: Himmelsrichtung, enges, weites, bebautes oder grünes Vorfeld, im Wechsel des Tages und der Jahreszeit. Wer geht, läuft, fährt am Fenster vorbei? Wird irgendwo gearbeitet, ein Gerüst aufgestellt, die Straße aufgegraben? Blüht schon der Apfelbaum? Also auch zu Hause bietet der Blick aus dem Fenster immer wieder Neues.

Wer also in maßvollem Rhythmus sein Leben durchschreitet, der nimmt sich auch immer wieder einen kürzeren oder längeren Augenblick Zeit, um aus den Innenräumen, in denen er sich aufhält, durch das Fenster ins Freie zu blicken. Das befreit, wie tiefes Durchatmen.

Wer aus dem Fenster blickt, sitzt drinnen, nimmt aber mit dem Auge ein Stück Draußen in Besitz. Zwischen Drinnen und Draußen vermittelt, trennend und verbindend, das Fenster. Im günstigen Fall gibt es den Blick nach

draußen frei. Selbstverständlich ist das nicht. In den langen Wintern früherer Zeiten schützte ein geschlossenes Stubenfenster vor der Kälte, aber nur um den hohen Preis geringen, oft nur durchschimmernden Lichtes. Den Blick nach draußen gab allein das geöffnete Fenster frei. Mit dem Licht strömte aber auch die Kälte herein. Erst wenn der Frühling kam, konnte man singen: Die Fenster auf – die Herzen auf! Geschwinde – geschwinde! Aber erst mit dem beginnenden Industriezeitalter wird klares Fensterglas auch für den durchschnittlichen Bürger erschwinglich.

Heute gibt es viele Möglichkeiten, Fenster zu gestalten. Klarem, durchsichtigem Glas steht auch strukturiertes, undurchsichtiges Glas gegenüber. Das Fenster kann ein kleiner heller Punkt in der bergenden Wand der Hütte sein. Es kann auch als schlankes Doppelflügel Fenster von schönen Proportionen im ausgewogenen Verhältnis zur umgebenden Wand stehen. Zwischen hölzernen oder steinernen Pfosten können auch Reihen von Fenstern vortretende Erker und Ausluchten umschließen, Orte, die zum Blick aus dem Fenster einladen. Und heute kann man ganze Glaswände konstruieren, die den Innenraum fast unmerklich in den Außenraum übergehen lassen. Kaum noch bewußt wird hier der Blick nach draußen als ein Blick durch das Fenster wahrgenommen.

In den Räumen, wo er wohnt und arbeitet, pflegt der Mensch dafür vorzusorgen, daß deren Fenster eine Höhe einnehmen, die ihm im Sitzen und im Stehen den Ausblick ermöglicht. Aber auch dies ist nicht selbstverständlich. Denn es gibt auch Sonderaufgaben des Bauwesens, die nach Fenstern verlangen, deren Brüstung so hoch im Raume liegt, daß dessen in der Regel unfreiwillige Insassen nur im schrägen Blick nach oben einen kleinen Himmelsausschnitt erspähen können, der dazu auch noch durch Gitterstäbe zerteilt wird.

Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich einer Episode aus der Biographie eines ihm bekannten, in seinen späteren Jahren sehr erfolgreichen Architekten, der als junger Regierungsbaureferendar bei Instandhaltungsarbeiten einer Strafanstalt mitarbeitete. Als dabei auch die Gitter ihrer hochgelegenen Zellenfenster neu gestrichen werden mußten, wagte er es, stillschweigend selbständig zu entscheiden, deren trostlose schwarze Farbe durch freundliches Weiß zu ersetzen. »Aus Mitleid mit den armen Schweinen«, wie er mir später erzählen sollte. Wenig später brauchte er nur noch schweigend den Belehrungen seines vorgesetzten Baurates zu lauschen, betreffend Nichteinhaltung diesbezüglicher Paragraphen, die alles, bis hin zur Farbgebung der Gitter von Haftzellenfenstern, auf das Sorgfältigste festgelegt hatten.

Ähnlich fürsorgliche Paragraphen legten aber auch die Gestalt von Fenstern eines anderen Raumtyps öffentlicher Gebäude fest, nämlich denen von Schulklassen. Ihr unteres Drittel hatte mit undurchsichtigen Scheiben versehen zu sein. Weiter oben dagegen blieb der Ausblick ungehindert.

Mitunter jedoch gab es Schüler – wie den Schreiber dieser Zeilen –, die sich durch diese Sichtsperrre eingepfercht vorkamen, zumal, wenn durch die unerreichbar hohen Teile dieser Fenster unter sanft blauem Himmel und mit frischem Grün der Frühling hereinleuchtete, der hier unten, in diesem Pferch, von uns in poetischen Liedern mit seraphisch emporjubelnden Melodien besungen werden mußte.

Ziel dieser erniedrigenden Blicksperrre jedoch war es, unsere ungespaltene Aufmerksamkeit auf das Geschehen am Katheder zu lenken, von wo aus uns in einer wundersamen Vereinigung von mystagogischer Feierlichkeit und pädagogischer Eindeutigkeit das dem deutschen Jungen zukommende Wissen um deutsche Art und deutsche Sendung zuteil gegeben wurde.

Andere, eher markige Melodien umhüllten Worte wie: Wir – wir – wir marschieren gra-dää-aus! Da gibt es keinen Blick aus dem Fenster, nur gra-dää-aus!

In seinem häuslichen Kreise aber nahm sich der damals noch sehr junge Schreiber dieser Zeilen manchen Blick aus dem Fenster. Er tat es immer wieder gern, denn er war nie ein Aktivist, wurde es auch nie. Es boten sich ihm hierfür mannigfaltige Gelegenheiten. Denn er wuchs in der Vorkriegszeit in einem der für seine Heimatstadt typischen klassizistischen Stadthäuser auf, die in die Zeile eingebaut waren, so daß der Blick aus dessen schönen, steilen, zweiflügeligen Fenstern entweder zur Straße oder zum Garten wies.

Der Blick in den Garten war zu jeder Tages- und Jahreszeit immer wieder sein ganzes Entzücken, zumal die dorthin weisenden französischen Fenster die beglückende Eigenschaft besaßen, beim Öffnen auch den Durchgang in den Garten freizugeben. Der Blick in den elterlichen Garten wurde über dessen Mauern hinaus weiter angezogen in einen der schönsten baumbestanden Innenblöcke dieser Stadt. Über eine Vielzahl verschiedener alter Bäume hinweg glänzte das hellgrüne, damals noch spitze Kupferdach des mächtigen Turmes der Rochuskirche, deren feierliches Geläute zuweilen die Stille dieses Gartenraumes überhöhte.

Ganz anders der Blick zur Straße. Haltung! Die vielen weißen spätklassizistischen Fassaden, unter die sich auch einige lebhaft ornamentierte der späten Gründerzeit drängten, zeigten Haltung. Und auch die vielen sorgfältig gekleideten, auf beiden Bürgersteigen Vorübergehenden zeigten Haltung.

Der gepflasterte Fahrdamm wurde vielfältig belebt durch die elektrische Straßenbahn, durch Fuhrwerke, einige Autos, die zuweilen auch zusammenstießen, und den von einer jungen, junonischen Gestalt geschobenen Milchwagen des nahen Eckladens.

Und hier, auf der Straße, ließen sich neben Alltagsgeräuschen auch überhöhte Klänge vernehmen: Der Schall der vor dem Kriege noch unverdros-

sen läutenden Glocken verwob sich wunderbarlich mit Feierklängen ganz anderer Art: Pfeifen, Trommeln, Pauken und Trompeten. Dröhnender Marschschritt, Haltung! Den blinkenden Trompeten folgten in präzisiertem, gestieftem Gleichschritt vielfarbig uniformierte, meist aber braune Kolonnen. Ihnen schwebte jene rote Fahne voran, in deren Mitte ein weißer Kreis und ein schwarzes, ausgezwickeltes Viereck gar wundersam um die Quadratur des Zirkels rangen.

Im Angesicht dieses Ehrfurcht gebietenden Schauspiels versuchte der kleine Fensterblicker beklommen und verdutzt, sich einen Reim auf dieses dumpf klopfende Treiben der alle Autorität für sich beanspruchenden Erwachsenen zu machen. Haltung!

Im Sommer verbrachten wir Kinder lange, herrliche Wochen bei unserer Tante in Arolsen. Wo? Hier stutzt manch heutiger Globetrotter, der Bali und Mauritius genau kennt, nicht aber Arolsen, die kleine, barocke Residenzstadt der Fürsten von Waldeck, etwas versteckt zwischen Rothaargebirge und Habichtswald gelegen. Hier konnten wir nach Herzenslust im Freien spielen und wandern. Ja, aber was hat das mit dem Thema »Blick aus dem Fenster« zu tun?

Viel. Denn der Schreiber dieser Zeilen zog sich auch hier gern zurück, um zu zeichnen und zu lesen, später auch, als der Krieg kam, um dort Schulaufgaben zu machen. Wohin? In die nach Osten weisende Glasveranda des Spätjugendstil-Hauses, die zum Thema des Blickes aus dem Fenster mit einem Höhepunkt aufzuwarten vermochte.

Das Haus lag am Rande des Städtchens. Der Ausblick ging ungestört über Gärten, die von Buchenhecken gesäumt waren. Zu ihnen öffneten sich Lattentore, deren Pfeilerpaare aus dem edlen roten Sandstein der Fürstresidenz gemeißelt waren. Etwas weiter rechts ragte über die Baumkronen des Schloßparkes das verschieferte zentrale, von einer Vase bekrönte Pyramidendach des Schlosses: Hier ist der Anfangspunkt der Stadt und Landschaft ordnenden barocken Koordinaten.

Jenseits der verträumten Gärten des Vordergrundes wird dieser unvergeßliche Blick aus dem Verandafenster der Länge nach von der barocken Lindenallee aufgefangen, die vom Mittelpavillon des Schlosses zunächst durch den Park, dann durch unbebautes Gelände nordwärts bis an den Rand des steil eingekerbten Bachtals führt, jenseits als Waldschneise fortlaufend. Auch dieser jenseitige, von der eingleisigen Bahn belebte Waldhang tritt ins Bild.

Aber über diesen ohnehin schon reichen Vordergrund der umgebenden Hochebene hinaus öffnet sich eine grandiose Fernsicht. Über tiefer gelegene Waldrücken hinweg erblicken wir die markanten Umrisse einiger recht hoher Einzelberge, die den Blick aus diesem Fenster in blauer Ferne auffangen. In Arolsen wurden sie die Hessenberge genannt, denn die Wald-

ecker, die erst einige Jahre vorher ihre Selbständigkeit aufgeben mußten, fühlten sich noch nicht als Hessen. Weiter rechts konnte man von hier aus auch den langgezogenen Rücken des Habichtswaldes erahnen, auf dessen abgekehrter Seite jene nah-ferne große Stadt Kassel liegt, die nun mit Hilfe ihres Regierungsbezirkes die waldeckische Identität zu überstülpen vermocht hatte.

Dieser Blick aus dem Arolser Verandafenster wurde mir vertraut, aber nie selbstverständlich. Er erregte immer wieder aufs Neue meine Bewunderung. Er zeigte eine Mittelgebirgslandschaft, die es dank ihrer Fernsicht auf die lebhaften Umrisse hoher Berge mit so mancher Voralpenlandschaft aufnehmen kann. Und er bot ein Stück barock geprägter Kulturlandschaft. Gleichzeitig zeigte er ein Stück deutscher Vielfalt, ein Stück vom Europa der kleinen Vaterländer, das ja in barocker Zeit so lebendig war.

Immer wieder malte und zeichnete ich diesen Blick, einmal auf eine Postkarte, die ich als Ansichtskarte nach Hause schicken wollte. In meiner Begeisterung aber hatte ich vergessen, sie zu adressieren. Sie kam aber wenigstens an den Absender zurück.

Als der Krieg vorbei war, kehrten wir in die zerstörte Heimatstadt zurück. Der Blick aus dem Fenster wies überall auf Trümmer. Besonders im Winter, wenn auf den Mauerkronen und Schutthalden der Schnee blinkte, wirkte die ohnehin schon melancholische Szenerie noch kälter, entrückter, abstrakter. Aber aus dem Fenster blickte man immer wieder in die Trümmer, um vielleicht ein Zeichen der Hoffnung zu erspähen: Aufsprießende Pflanzen oder gar doch schon einige Unverdrossene, die damit begannen, Trümmer zu räumen.

In dieser Trümmerzeit aber war der Blick aus dem Fenster nicht selbstverständlich. Denn viel Glas war geborsten. Und neues Glas war, wie damals so vieles, ein rarer Artikel. Deshalb dichtete man seine Fenster mit allen nur eben greifbaren Ersatzstoffen ab. Wenn man dann das Fenster schloß, hatte man zwar den Zugwind aus der Stube verbannt, dafür aber oft genug die Dunkelheit eingehandelt, wie in früheren Zeiten. Wer damals überhaupt wieder durch verglaste Fenster blicken konnte, durfte sich glücklich preisen.

Später widmete sich der Schreiber dieser Zeilen dem Studium der Architektur. Nun galt auch für ihn die Devise des eingangs erwähnten Rastlosen: Blick aus dem Fenster? Keine Zeit!kehrte er in seine Studentenbude zurück, warf er sich sogleich auf die Arbeit. Das Fenster dieses Domizils bot ohnehin keinen besonderen Ausblick. Um aber die schöne Umgebung seiner Studienorte zu erkunden, griff er also nicht zum Fensterhebel, sondern zum Wanderstab.

Und dennoch galt dem Blick aus dem Fenster sein Sinnen und Trachten, nämlich beim Entwerfen. Denn zu guter Architektur gehört die Harmonie

von Innen und Außen. Und dabei nimmt die Frage des Blickes aus dem Fenster oft genug den Rang einer baukünstlerischen Gewissensfrage ein.

Als Student lag er, infolge eines Ski-Unfalles, im Krankenhaus einer Kleinstadt in den Voralpen, ans Bett gefesselt. Wenn die Abendsonne die Bergkette beleuchtete, bat er zuweilen den Pfleger, die Flügel des geöffneten Fensters langsam zu bewegen, um ihm wenigstens den indirekten, spiegelverkehrten Blick auf die im sanft glühenden Schneekleid prangenden Gipfel dieser Bergkette für einen kurzen Augenblick zu gewähren.

Und auch später blickte der Schreiber dieser Zeilen durch manches Fenster. Unterwegs. Am Reiseziel. Am Arbeitsplatz. Daheim. Gern fährt er mit der Bahn. Das vorbeiziehende Panorama fesselt immer wieder seine Blicke, ob er nun eine neue Strecke bereist oder ob er den Weg schon kennt. Ähnliches Mißvergnügen aber, wie schon dem Schuljungen die Blindheit des unteren Teiles seiner Klassenfenster, bereitet ihm heute das Vermarktungsstreben gegenwärtiger Straßenbahnbetreiber, dem es zuzuschreiben ist, daß die heute möglichen großen Fenster zunehmend mit außen lächelnder, innen aber schleierblinder Reklame verklebt werden. Diese Art von Verschattung erweckte im Beobachter aber auch Kindheitserinnerungen an dämmeriges Sperrholzplatten-Interieur in notdürftig wieder gängig gemachten Nachkriegs-Straßenbahnen. Dabei bemerkte er auch die Diskrepanz zwischen damaliger blanker Not und gegenwärtig praktizierter kapriziöser Mischung aus dekonstruktivistischer Protest-Ästhetik mit zahnig lächelnder Gewinnsucht.

Am Reiseziel blickte der Ersteller dieses Berichtes im Laufe seines Lebens schon durch manches Fenster auf vielfältige Landschaften und Städtbilder. Vor allem auf seinen Reisen nach Amerika griff er schon am Hotelfenster gern zu Stift und Block, um das erregende, oft so widerspruchsvolle Panorama dortiger Städte festzuhalten.

Und mag er auch pflichtgemäß des hier schon mehrmals erwähnten Rastlosen gedenken, der keine Zeit für einen Fensterblick erübrigen kann, so nahm er sich auch am Arbeitsplatz dennoch immer wieder einmal die Freiheit eines Ausblickes: Auf quirlige Verkehrsstraßen. Auf das Kraftpotential konvex blinkender, sanftes Sonnenlicht hundertfältig widerspiegelnder Parkplätze. Auf schneeweißen, zur Meditation über ewiges Strömen einladenden Kies, am Boden eines sammelnden Innenhofes angeordnet und die weitgereiste Weltläufigkeit ihrer Gestalter bezeugend: Ky-o-to. Traumhaft. Öfter da. Aber immer wieder fiel auch am Arbeitsplatz ein Blick in versöhnendes Grün.

Wenn aber der Berichtende von allen diesen Wegen heimgekehrt ist, so zeigt es sich, daß er bisher nie gezwungen wurde, die vertraute Umgebung seiner frühen Jugend zu verlassen. Auch jetzt noch wohnt er mit seiner Familie in dieser ruhigen Gegend, nahe dem Zentrum der Stadt.

Keine Gardine verhängt hier das Fenster, denn beide, seine Frau und er, blicken oft und bewußt hinaus, gern auch gerade zum Nachmittag und zur Abenddämmerung, wenn Ruhe einkehrt. Und wenn die Kaffeekanne oder die Flasche auf dem grünen Marmortische schimmert. Der Blick aus diesem Fenster weist auch wieder in einen ummauerten Garten. Hortus conclusus. In der winterlichen Abenddämmerung leuchten durch kahles Gezweige die nicht allzu weit gegenüberliegenden Fenster. Im Sommer wird dieser Blick von blühenden Sträuchern und grünen Bäumen aufgefangen. Umschließende Nähe hält den Blick gesammelt. Im Tagesgang, im Wechsel des Wetters, im Jahreskreis, beim Ansturm der Ereignisse – immer wieder läßt der Blick aus dem heimischen Fenster zu ruhiger Betrachtung ein.

Arbeiten wir nur, um rastlos zu sein? Oder auch, um Muße zu haben? Muße, vielleicht auch einmal wieder für einen Blick aus dem Fenster?

WERNER HELLFRITZSCH

Ausguck

Mein liebstes Utensil war ein ausgedientes Fernglas, das mein Vater mir eines Tages übereignete, weil es auf der linken Seite einen kleinen Sprung erlitten hatte und damit für den professionellen Gebrauch auf See nicht mehr taugte. Für mich war dieser Defekt unerheblich. Ich konnte mich meiner kleinen Welt nun um ein achtfaches nähern, und damit stieg der Wert meiner winzigen Dachkammer, die ich mir zwei Etagen über der elterlichen Wohnung als Kinderzimmer habe einrichten dürfen, ins Unermeßliche. Nun waren es nicht einfach nur Segel- oder Motorboote, die vor meinen Augen Richtung Förde ausliefen oder wieder in den Hafen zurückkehrten. Ich konnte – was vorher mit bloßem Auge unmöglich war – jetzt sogar einzelne Schiffstypen ausmachen. So wichtig es für viele meiner Freunde war, nicht einfach nur von Automobilen zu sprechen, sondern die Modelle gleich beim Namen zu nennen, so schlug mein Herz deutlich höher, als ich endlich dank meiner optischen Unterstützung in der Lage war, die wesentlichen Details in der Takelage oder in der Gestalt des Rumpfes zu erkennen, die das Folke- vom Drachenboot oder das Berg- vom Starboot unterschieden.

Und noch ein Detail rückte näher. Riesige schwarze Rauchsäulen am Horizont bekamen eine konkrete Zuordnung. Die örtliche Fördereederei unterhielt damals noch zwei legendäre Dampfschiffe. »Alexandra« und »Albatros« beförderten Fahrgäste nach Glücksburg und Sonderburg. Besser: Sie nahmen sie mit auf eine kleine – wie meine Mutter immer sagte – wunderbar erholsame Seereise entlang der reich bewaldeten Küstenstreifen und schneeweißen Kreidefelsen, vorbei an Seglern und Fischkuttern und in Sichtweite sogar das schon längst durch einen Leuchtturm ersetzte Flensburger Feuerschiff. Wie oft gestattete meine Mutter mir dieses kleine große Abenteuer. Ich kannte mich aus an Bord. Im oberen Deck war natürlich die Sicht am besten. Unten hingegen, dem Wasser besonders nahe, genoß ich das Vorbeirauschen der vom Schiffsbug zerteilten aufgewühlten See und achtern, wo das dumpfe Rattern der Schraubenwellen das noch rundum mit Holzplanken verlegte Deck vibrieren ließ, fesselte mich der Blick auf das Kielwasser. Wenn es mir gelang, dort hinten auf der Bank und möglichst in der Mitte nur für einen kurzen Moment einen Sitzplatz zur ergattern, der es mir ermöglichte, auf Knien gebeugt, genau die Stelle oberhalb der rotierenden Schraube zu beäugen, wo das große runde Heck endete und das Wasser wieder freigab, hatte ich schon ein erstes Ziel erreicht. Ich starr-

te gebannt auf die fast spiegelglatte Fläche, die sich immer nur einen Atemzug lang halten konnte, ausgelöst durch die gewaltige Wasserverdrängung der »Alexandra«, bis sich schließlich die unruhige See darüber stülpte, und ein breiter von der Schiffsschraube aufgewühlter weißer Streifen bis weit nach hinten unsere Fahrspur markierte.

Und noch etwas durfte bei dieser Inspektion an Bord nicht fehlen, wenngleich ich jedes Mal froh war, wenn ich diese Station unbeschadet überstanden hatte. Vom unteren Deck des Fahrgastraumes gelangte man über eine unscheinbare Eisentür zu einer abwärts führenden Wendeltreppe, die direkt neben dem Maschinenraum endete. Von der vorletzten Stufe aus konnte ich nun durch das Glasfenster der Stahltüre, die das untere Treppenende vom Maschinenraum trennte, in das Herzstück der »Alexandra« blicken. Höllischer Lärm und ratternde Motoren ließen die Umgebung vibrieren. Zwei in dunkle Arbeitskittel gekleidete Maschinisten waren scheinbar unentwegt damit beschäftigt, den feuerroten Schlund des wuchtig ausladenden Heizkessels mit Kohle zu füttern. Glut, Hitze und Dampf sowie das monotone Vibrieren von Boden und Schiffswänden ließen mich frösteln.

Erleichtert, dieser Angstpartie wiederum nicht ausgewichen zu sein, waren jetzt all meine Sinne nur noch auf ein Ziel gerichtet. Kommandobrücke, Vorschiff mit Ankerwinde und jede Menge Tauwerk waren durch eine Kette getrennt und für die Passagiere nicht zugänglich. Hier galt es wirklich, all meine Hemmungen über Bord zu werfen. Und so schlupfte ich unter die Absperrung, schlich mich an das Ruderhaus heran und starrte mit Herzklopfen durch ein seitliches Bullauge in das Allerheiligste dieses Dampfers. Meine Neugier wurde fast immer belohnt, wenn Kapitän oder Steuermann mich entdeckten und mir bis zum Einlaufen in den Hafen einen attraktiven Beobachtungsposten auf der Kommandobrücke nahe Echolot, Radarschirm und der großen Ruderanlage zuwiesen.

Wann immer der Blick durch das Fenster meiner kleinen Dachkammer auf die von Rauchschwaden begleitete »Alexandra« fiel, begab ich mich an Bord und ließ meinen Kinderträumen freien Lauf. Mein Gegenüber bestand aber nicht nur aus Wasser. Auch ein Teil der Hafenanlagen war Bestandteil meiner Kulisse. Am rechten oberen Rand meines Blickfeldes befand sich die Schiffswerft. Ihr galt im Abstand von zwei bis drei Monaten meine uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Akribisch genau verfolgte ich das Datum jedes Stapellaufes, um dieses Großereignis nur nicht zu versäumen. Schließlich war ich – wie kaum ein anderer – Woche für Woche Zeuge vom unaufhaltsam embryonalen Wachsen eines Schiffsrumpfes. Wenn dann der Tag der Taufe gekommen war, interessierten sich auch Freunde für meinen Logenplatz. Gebannt beobachteten wir, wie sich der bis dahin scheinbar festgewachsene Koloß in Bewegung setzte. Begleitet von den Sirenen der Werft und einem gewiß in jedem Winkel der Stadt wahrnehmbaren Konzert der

dröhnenden Schiffssignale glitt der noch unfertige neue stählerne Riese Meter für Meter auf breiten Kufen das schräge Trockendock hinunter. Schleppfahrzeuge bremsen das nun erstmals schwimmende Schiff mit dicken Stahltrossen ab. Bald lag es quer zu seiner mir bis dahin vertrauten Richtung. Dieser bedrohlich überdimensional groß wirkende Schiffskörper nahm scheinbar das komplette Hafenbecken von einem zum anderen Ufer in Beschlag.

Aber auch dieses Bild entschwand ganz langsam meinen Augen. Und was blieb, war ein eher armseliger Anblick. Eine gewaltige Schneise, leblos und kahl, die das Werftgelände in eine traurig farblose Großfläche verwandelte. Eine schier offene Wunde lag völlig entblößt vor mir. Aber während der frisch getaufte Koloß an anderer von mir nicht einsehbarer Stelle des Hafens ein geordnetes Innenleben, Maschinen und ein ansehnliches Äußeres erhielt, gab es doch einen Trost. Auf der gegenüberliegenden Brachfläche entwickelten sich in den folgenden Tagen und Wochen erst ganz zaghaft und für den Nichteingeweihten noch rätselhaft, dann aber immer verätherischer allmählich die Konturen eines neuen Schiffsrumpfes.

Wer Häfen und Meere kennt, weiß, daß kein Tag dem anderen gleicht. Der aufmerksame und vor allem das Meer liebende Betrachter nimmt immer ein neues Bild wahr. Allein die stets wechselnde Wolkenbildung, Licht und Farbe des Wassers, die durch Sturm und Wind geprägte Wellenbewegung schafft stets neue Eindrücke. Dem Ortskundigen reicht als Gradmesser allein Höhe und Intensität der Schaumköpfe auf den Wellen aus, um ziemlich genau die Windstärke zu ermessen. Aber natürlich sind es in meinen Kinderaugen in erster Linie die Schiffe in ihrer ganzen Vielfältigkeit gewesen, Segler, Fischkutter, Motoryachten, Frachtschiffe, die wir Kümos nannten, Passagierdampfer, Zoll- und Polizeiboote sowie Kriegsschiffe, die meine besondere Phantasie auslösten. Unvergeßlich bleibt mir vor allem ein Schiff in Erinnerung, das als Blickfang die malerische Kulisse in den ständig wechselnden Szenen meines eigenen kleinen Theaters dort oben in der Dachkammer, allerdings für nur einen vielleicht nicht einmal eine halbe Stunde andauernden Augenblick, alle anderen bis dahin von mir wahrgenommenen Bilder in den Schatten stellte.

Das Einlaufen des Schiffes muß über Nacht geschehen sein. Ich hatte dieses Spektakel zumindest versäumt. So begab ich mich am frühen Abend des nächsten Tages auf meine Beobachtungsstation. Abgestützt mit beiden Ellenbogen, das Glas mit beiden Händen fest umklammert, schob ich mich bis zum Bauchnabel nach vorn auf die kleine Fensterbank meines Erkers. Ich wollte keinen Augenblick versäumen. Und dann war es soweit. Noch unter schwacher Motorkraft angetrieben und eskortiert von zahlreichen Schnell- und Minensuchbooten der Marine, glitt die Dreimastbark aus dem Hafen. Matrosen in schwindelnder Höhe auf den Raren waren im Begriff,

die Segel zu setzten. Der günstige Wind hatte dieses frühe Manöver trotz des engen Fahrwassers am Hafenausgang offenbar zugelassen. So schwebte die »Gorch Fock« bald als stolzer weißer Schwan majestätisch auf die Ostsee hinaus.

Mein Vater wußte zu berichten, daß dieser Großsegler, der seinen Namen nach dem Pseudonym des See-Schriftstellers Johann Kienau bekam, gerade erst in einer Kieler Werft vom Stapel gelaufen war. Als Ausbildungsschiff für die Offiziersanwärter der Marine würde die »Gorch Fock« Jahr für Jahr die Weltmeere befahren. Welch eine traumhafte Vorstellung, dieses Abenteuer vielleicht bei einer Reise auf die Bermudas oder nach New York miterleben zu dürfen. In meiner Phantasie befand ich mich ja schon an Bord, war einer der Matrosen, der gerade vierzig Meter über Deck das Besan- oder Bramsegel setzte und mächtig stolz darauf war, als uns die »Alexandra« von ihrem Nachmittagsausflug querab begegnete, während unser immerhin neunzig Meter langes Schiff, das keinen rußenden Schornstein besaß und weder Kohle schlingende Heizkessel noch laut dröhnende Motoren nötig hatte, fast lautlos und allein vom Wind getrieben, auf das offene Meer hinauslief. Endlich würde ich die legendären stets haushohen Wellen des Atlantik zu Gesicht bekommen. Die Wogen der Nordsee kannte ich ja bereits von einem Ausflug auf die Insel Helgoland. Imponierend waren sie schon, die mächtig ausladenden heranrollenden Brecher. Wie erst würden sich dazu die Wellenberge eines Ozeans abheben. Die »Alexandra« würde dieser Herausforderung gewiß nicht gewachsen sein. Wie viele Häfen und Länder, ferne Inseln und Meere und welch unterschiedliche Menschen, vielleicht sogar schwarzhäutige Afrikaner, würden wir auf dieser Weltreise kennenlernen. Jetzt war am Horizont nur noch ein großer weißer Fleck zu sehen. Glück dauert oft nur einen Moment. Kann sich ein Kinderherz mehr freuen?

Fensterblicke auf das Meer haben auch später mein Herz stets höher schlagen lassen. Aber unser Lebensweg wird ja zumeist nicht von Örtlichkeiten bestimmt, für die wir eine besondere Vorliebe entwickeln. Vielmehr sind es eher berufliche Gründe, die festlegen, wo wir unseren Anker werfen. Meine Liebe zur Musik, zum Theater, zur Oper, meine Affinität zu allem Künstlerischen waren offenbar stärker als der Drang zum Meer. Vielleicht halfen mir dabei meine späteren Erfahrungen bei der Marine. Maritime Sehnsüchte habe ich hier als Offizier an Bord eines Minensuchbootes, wenn auch für nur kurze Zeit, bis zu einem gewissen Grade sicher ausleben können. Und so habe ich nie bereut, dem Ruf nach Düsseldorf gefolgt zu sein. Vielen Menschen habe ich in dieser Stadt eine Zeit besonderen Glücks zu verdanken. Die Unwägbarkeiten des Life-Betriebes eines so großen Opernhauses mit zwei Spielstätten und der Notwendigkeit, bei noch so stürmischer See stets einen klaren Kopf und Ruhe zu bewahren, haben mir

aber auch gezeigt, daß Theatermanagement und Seefahrt sehr wohl deutliche Parallelen aufweisen. Und nicht zuletzt hat mir dieser Beruf anlässlich der Anbahnung, Vorbereitung und Durchführung von Opern- und Ballettgastspielen auch viele großartige Reisen in ferne Länder ermöglicht. Theaterarbeit erfordert zumeist ständige Präsenz.

So lag es nahe, daß ich mich für eine Wohnung in Innenstadtnähe entschieden habe. Die enge ruhige Straße im Stadtteil Unterbilk läßt keinen Durchgangsverkehr zu. Wohnzimmer und Bibliothek liegen zur Straße hin. Ich blicke auf die gegenüberliegende Fassade eines gediegenen Patrizierhauses. Gelegentlich fällt auf, wie sich dort direkt vis à vis mit Blick auf meine Fensterfront ein Paar mittleren Alters seinen Logenplatz eingerichtet hat. Jeweils auf ein Sofakissen gestützt, schauen beide unverkennbar in meine Richtung. Sie unterhalten sich zumeist nicht, sitzen stumm nebeneinander und schauen geradeaus direkt in meine Wohnung. Sehen sie in ihrer Phantasie Dinge, die mir verschlossen sind? Einmal habe ich mich bei weit geöffnetem Fenster mit unterstützender Handbewegung sozusagen zum nachbarschaftlichen Gruße verleiten lassen. Diese doch sicherlich nicht unfreundliche Geste fand allerdings keine Erwiderung. Meine Gäste amüsieren sich gelegentlich, wenn sie die beiden Köpfe beim Blick aus dem Fenster entdecken und dabei mit einer gewissen Schamhaftigkeit erkennen, daß sie offenbar schon eine ganze Weile am Eßtisch unter fremder Beobachtung standen. Aber wer weiß. Vielleicht sehen meine Nachbarn ja doch Berge und Meere, Leuchttürme und Schiffe. Und vielleicht haben sie mich und meine Gäste ja nie wirklich wahrgenommen.

Das Glück hat mir vor Jahren ein kleines Appartement an der portugiesischen Atlantikküste beschert. Unweit von Lissabon genieße ich in unregelmäßigen Abständen mein zweites Zuhause. Eine breite Fensterfront öffnet den ungehinderten Blick auf das Meer. Weit links ergießt sich ohne erkennbaren Übergang der breite ausufernde Tejo in den Atlantik, unter mir, Palmen übersät, der Ort Estoril mit seinen alten Prachtvillen aus einer Zeit, als die europäischen Königsfamilien nicht zuletzt des milden Klimas wegen hier noch ihre Winterquartiere einrichteten und am rechten äußeren Rand der Hafen von Cascais mit seinem legendären blau-weiß gestreiften Leuchtturm, das mehr früher als heute der Schifffahrt unentbehrliche Orientierungshilfe bedeutete und zahlreiche Schriftsteller, wie etwa Antonio Tabucchi mit seinem Lissabonner Requiem zu hinreißenden Erzählungen inspirierte.

Wäre die Erde nicht rund, sähe ich nachts das Lichtsignal eines Leuchtturmes an der Küste Venezuelas. Direkt im Zentrum meines Blickfeldes noch unterhalb der Kimm und der nicht enden wollenden Weite des Ozeans befindet sich eine Reede, die den von See kommenden und den Hafen von Lissabon anlaufenden Schiffen ein oder zwei Tage als Anker-

platz dient. Hier wird aufgeklärt, der Lotse an Bord genommen, der die großen Fracht- und Tankerschiffe sicher an ihren Liegeplatz bringt. So sind es also nicht nur die vielfältigen Wetterverhältnisse, mal strahlend sonnige, mal stürmische oder neblige Tage, die das Meer völlig verdecken, mal herannahende Unwetter, mal malerische Sonnenuntergänge, die für ein ständig wechselndes Panorama sorgen.

Und auch das gibt es. Hin und wieder ruht der Atlantik. Dann fällt mein Blick auf eine spiegelglatte See. Und wenn der Mond bei sternenklarer Sicht die Nacht erleuchtet und lägen da nicht die im Lichtkegel flimmernden Großschiffe friedlich vor Anker, könnte man meinen, die nächtliche Idylle des Tegernsees vor Augen zu haben. Unentwegt fesseln mich die mannigfachen Schiffsbewegungen auf der Reede wie auch das nicht enden wollende Ein- und Auslaufen der Schiffe. Könnte ich mich an dem Bild der in Richtung offenes Meer auslaufenden »Queen Mary 2«, die mit ihrem nachtblauen Rumpf, der roten Kiellinie, den weißen Aufbauten und dem purpurrot-schwarzen Schornstein majestätisch dahinschwebt, je sattsehen? Und ich bekenne, daß ich bei diesem Anblick auch heute nach 50 Jahren immer noch von romantischen Seereisen zu träumen beginne.

Bei meinem letzten Aufenthalt hier in Monte Estoril holte mich die Zeit meiner Kindheit, die Erinnerung an den mir so liebgewonnenen Logenplatz meiner kleinen Dachkammer wie ein Blitz unvermittelt ein. Wie immer, galten die ersten Schritte auch an diesem Morgen einem Blick aus dem Fenster. Was würde der neue Tag bringen? Lud das Wetter zu einem Badeausflug an die Costa da Caparica ein? War eher ein Shoppingtag in Lissabon angesagt mit dem obligatorischen Abstecher in das legendäre Café A Brasileira, in dem schon der portugiesische Dichter Fernando Pessoa Stammgast war und der als bronzene Statue dort heute inmitten der Gäste immer noch sitzt? Oder sollte ich es mir einfach zu Hause gemütlich machen, meine Lektüre zu Ende lesen, etwas Feines kochen? Kein Zweifel. Da draußen auf der Reede hat über Nacht die »Gorch Fock« ihre Anker geworfen.

Das Sensationelle für mich galt weniger der Tatsache, das Traumschiff meiner Kindheit wiederzusehen. Diesen Wunsch habe ich mir immer wieder erfüllen können. Maßlos glücklich war ich einfach darüber, daß sich dieses Ereignis nun abermals vor meiner Haustür abspielte. Der große weiße Schwan, immer noch stolz, unverwechselbar und konkurrenzlos schön, hatte inzwischen mehr als einhundert Ausbildungsreisen in alle Kontinente dieser Welt hinter sich. Rein äußerlich unverändert, ist die Dreimastbark doch heute grundlegend modernisiert. Leistungsstarke Generatoren, gesonderte Klär- und Klimaanlage sowie Frischwassererzeuger sind nur einige der technischen Verbesserungen, von denen die Matrosen, Kadetten und Offiziere vor 50 Jahren nur träumen konnten.

Wie mir der Kapitän nach dem Einlaufen in Lissabon später berichtete, war sein Schiff auf dem Wege nach Haifa. Aus Anlaß des 40. Jahrestages der neu geknüpften israelisch-deutschen Beziehungen nahm die »Gorch Fock« als Botschafterin unseres Landes die ihr inzwischen traditionell zugewiesenen diplomatischen Aufgaben wahr. Für mich schlossen sich zwei Kreise.

Neben der Kindheitserinnerung holte mich nun auch in meiner zweiten Heimat ein Thema ein, das mich in Düsseldorf im Rahmen meiner neuen beruflichen Tätigkeit in der Künstleragentur meines Freundes Paul Spiegel gerade beschäftigte. So war es uns tatsächlich gelungen, eben aus Anlaß des Jubiläumsjahres, das Deutschland und Israel feierlich würdigen, ein Gastspiel der Nationaloper Tel Aviv an die Deutsche Oper Berlin zu vermitteln. Seefahrt und Oper liegen eben manchmal wahrlich dicht beieinander.

ANTJE DERTINGER

Das Haus meines Großvaters

Ich war ein Kind, als ich das Haus meines Großvaters zum ersten Mal sah. Damals stand es im Großdeutschen Reich. Jahrzehnte danach sah ich es wieder. Das Haus meines Großvaters gehörte inzwischen zum Ostblock. Weitere Jahre gingen ins Land, viele Jahre. Und ich besuchte ein drittes Mal das Haus meines Großvaters. Es ist nun Teil der Union Europas.

Am Liebsten denk' ich zurück an jenes erste Mal. Es war Krieg; aber im Haus meines Großvaters war Frieden. Das Bild ist mir unvergeßlich: An der Hand meiner Mutter betrat ich das niedrige Häuschen, dann ein Zimmer, darin der Großvater auf seinem Sterbebett. Ich wußte nicht, was das war, ein Sterbebett. Es war ein Bett aus Stahlrohr, weißglänzend lackiert. Später sah ich solche Betten in Krankenhäusern. Der Großvater, weiß gekleidet, lag in weiß bezogenem Bettzeug. Er sah mich nicht an, als ich zu ihm kam, ich, sein erstes Enkelkindchen. Ich wußte nicht, daß er schon Jahre zuvor erblindet war. Ohnehin sah ich über sein Profil hinweg, hinaus aus dem Fenster. Das Fenster war winzig, in viele kleine Felder unterteilt. Es war Sommer. Weit geöffnet standen die Fensterflügel. Und in dem Fenster, nur ganz kurz, saß ein Vögelchen. Es flog rasch davon, hinaus in den Garten, der so groß war wie ich nie zuvor einen gesehen hatte, im Hintergrund Fichte neben Fichte, fast ein Wald, darüber ein Himmel, stahlblau, und etliche Wolken wie Wattebäusche.

Später wollte man mir diese Erinnerung nehmen, wie auch die Erinnerung an die Flucht. Das kann nicht sein; du warst viel zu klein, sagte man mir. Aber ich lasse mir die Erinnerung nicht nehmen.

Das Haus meines Großvaters liegt kurz vor Danzig, wenn man von Westen aus kommt. Einst gab es da keine Namen für Straßen; denn das Haus gehört zu einem Dorf, das winzig gewesen war. Dort gab es nur Nummern, für jedes Haus eine. Nun ist das Dorf größer und gehört zu Europa und hat auch ordentliche Straßennamen.

Mein Großvater stammte nicht aus dem Dorf. Er kam aus Mewe, das polnisch Gniew heißt; später lebte er in Danzig, Gdąnsk. Während seiner Studienzeit sah er mehr von der großen Welt, Göttingen und Berlin. Anschließend ging er in das kaschubische Dorf; er liebte das Landleben. Aber ein Kaschube wurde er nie, obwohl er die Sprache erlernte wie zuvor auch schon Polnisch. Drei Sprachen, Kaschubisch, Deutsch und Polnisch, brauchte er täglich in seinem Beruf; denn er war Landarzt, weit und breit der einzige. Er war zwar ein früher, begeisterter Automobilist; aber zu Anfang

seiner Tätigkeit, das war am Beginn des 20. Jahrhunderts, fuhr er sommers einspännig mit einer kleinen Kutsche und im Winter mit dem Pferdeschlitzen zu den Kranken.

Das Leben war ärmlich in dem kaschubischen Dorf – mißt man mit heutigen Maßstäben. Das Häuschen, das der Großvater einst kaufte, war älter als er selbst gewesen, eine Kate aus Backstein, errichtet 1870, darin die Wohnung für vier Menschen und die Arztpraxis – unvorstellbar heute. Es kam vor, daß die Leute auf dem Dorf kein Geld hatten, um den Doktor zu bezahlen. Dann zahlten sie mit einem halben Schinken oder einer geschlachteten Gans oder einem Körbchen voller Eier. In der »Blechtrommel« hat Günter Grass das Leben und die Menschen in der ländlich geprägten Region, knapp westlich von Danzig, aus dem Blickwinkel des Oskar Matzerath dargestellt, der Gläser zersingen und die Blechtrommel schlagen konnte.

Etliche der Nachgeborenen wurden ebenfalls Ärzte; einige lebten später im Westen. Doch ein Enkel, geboren im Zweiten Krieg und Großdeutschen Reich, blieb der kaschubischen Heimat treu. Als auch er Arzt wurde, war die Welt geteilt in Ost und West. Das frühere Westpreußen, samt Kaschubei, liegt nun in Polen; denn das Land war nach Westen verschoben worden und wurde doch Teil des Ostblocks – die Rache Stalins für den Bruch des deutsch-sowjetischen Paktes durch Hitler. Und das Dorf unseres Großvaters bekam amtlich wieder seinen polnischen Namen, nicht mehr Cölln bei Danzig, Kreis Neustadt, sondern Kielno, Wojwodschaft Wejherowo.

Der Enkel, der mich kusinka nennt, praktizierte nicht in der Backsteinkate, sondern wie die meisten Ärzte in einem Ambulatorium. Das war das polnische Pendant zu den Polykliniken in der DDR. Doch Akademiker waren im kommunistischen Polen arm; sie wurden schlechter bezahlt als Facharbeiter. Und wenn auch er, mein Cousin, von seinen Patienten spätestens zu Weihnachten einen halben Schinken oder eine geschlachtete Gans oder Eier erhielt, kein Körbchen, sondern ein Plastikbrett, dann geschah dies nicht, weil die Kranken zu wenig Geld für ihren Doktor besaßen, sondern weil dieser weit bedürftiger war als sie selbst.

Das war die Zeit, in der mein Cousin, der kaschubische Landarzt, in seinem Urlaub Jahr um Jahr nach Deutschland kam, Deutschland-West, um bei der Weinlese im Badischen zu helfen und bescheidene Mengen harter D-Mark zu verdienen. Oft brachte er seine Frau und die Kinder mit, denn, anders als westreisende DDR-Bürger, mußten Polen ihre Familien nicht als Pfänder in der Heimat zurücklassen. Vor der Heimreise wurde der kleine rundliche Wohnanhänger beladen mit dem, was West-Verwandte und Freunde beitrugen, hauptsächlich mit Baumaterial aus bundesdeutschen Heimwerkermärkten zur Rettung des Hauses unseres Großvaters.

Vor zwanzig Jahren, nachdem Solidarnosc gar zu aktiv geworden war und plötzlich in Polen das Kriebsrecht galt, sah ich das bescheidene Häus-

chen zum zweiten Mal. Nur eine Hälfte war bewohnt, die andere baufällig. Ich betrat den heruntergekommenen Teil. Und da begegnete mir ein Tag meiner Kindheit, denn in einem der sonst leergeräumten Zimmer, winzig und niedrig, stand das weißlackierte Stahlrohrbett. Es stand dort nackt, ohne Bettzeug und Matratze. Aber es stand da wie einst und dahinter eines der kleinen Fenster, halb blind durch Vernachlässigung und die vielen Jahre. Allerdings, die Fichten am Ende des großen Grundstücks waren verschwunden. Brennholz nach dem Krieg, sagte mein Cousin.

Wir gingen damals auch auf den Speicher. Regen tropfte durch das löchrige Dach. Auf dem Boden verstreut lagen Bücher über Bücher. Ich blieb stundenlang dort oben und besah die Bibliothek meines Großvaters. Zeig mir Deine Bücher, und ich sage Dir, wer Du bist, hat irgend jemand einmal behauptet. Demnach war der Großvater ein vielseitig interessierter, belesener Mann. Die gesamte Belletristik aus der Zeit zwischen den Kriegen schien auf dem zugigen Dachboden versammelt zu sein, auch polnische Bücher und medizinische, längst veraltet, etwas abseits davon Fontane und Schiller und Goethe und die Märchen von Hauff. Ob er sie seinem Sohn, meinem Vater, vorgelesen hat? Und dann, mitten unter den lieblos dort oben verstreuten, beschädigten angeschimmelten Büchern die Assoziation: Grass, wäre er älter gewesen, hätte bestens hierher gepaßt. Aber als mein Großvater starb, war der spätere Dichter ein Jugendlicher von siebzehn Jahren und gerade zur Wehrmacht einberufen worden, das vorletzte Aufgebot. Die Wehrmacht, der Krieg, die Nazi-Ideologie, vor allem der Rassenwahn – wie sehr hat der Großvater sie verabscheut. Das weiß ich aus Vortragstexten, säuberlich mit Datum und Veranstaltungsort, meistens Danzig, in wachstuchgebundene Kladden geschrieben. Das war meine wertvollste Entdeckung unterm Dach im Haus meines Großvaters.

Schon vor dem Beitritt Polens zur Europäischen Union war dieses Haus, das erfuhr ich bei meinem jüngsten, dem dritten Besuch, nach und nach wieder bewohnbar und erheblich vergrößert worden. Das ist ein Glück, denn heute ist mein Cousin Europaunionist und könnte einen aufwendigen Umbau schwerlich finanzieren. Sein Arbeitsplatz, das Ambulatorium, ist privatisiert worden; das Geld fürs Personal reicht nur noch für halbe Arztstellen. Anderen in Polen scheint die Marktwirtschaft besser zu bekommen, denn die Umgebung des Häuschens unseres Großvaters ist kaum wiederzuerkennen. Wer es sich leisten kann, tritt die Stadtflucht an. Menschen aus Danzig, Zoppot und Gdingen ziehen in schmuck gebaute, neue Häuser der nahegelegenen ländlichen Region der Kaschuben. In der neuen Umgebung wirkt nur das Haus meines Großvaters alt; dem polnischen Denkmalschutz sei Dank.

Danzig dagegen hat sich im Kern nicht verändert. Die Innenstadt ist, wie Warschau und Krakau, bald nach dem Krieg in ihrer historischen Gestalt

wiedererstanden. Nur die Masse der Fliegenden Bernsteinhändler in den beiden schönsten Straßen an Marienkirche und Artushof signalisiert, daß Polen tatsächlich in der Marktwirtschaft anzukommen scheint.

Und dann, allerdings nicht ganz innerstädtisch, gibt es seit Kurzem noch eine Neuerung: In Danzig-Langfuhr, wo Günter Grass seine Kindheit verbracht hat, sitzt auf einem kreisrunden Platz lebensgroß der kleine Oskar Matzerath auf einer Bank, die Trommel auf den Knien und die Schlegel in den Händen. Pfiffig schaut er ein wenig nach links oben, als säße da noch jemand, der nicht klein geblieben ist wie er selbst. Oskar und die Bank sind aus Bronze. Und irgendwann, ganz sicher, wird neben ihm der Dichter aus Danzig sitzen, der kein Denkmal will, sich dann aber nicht mehr wird wehren können. Er wird dort sitzen neben seiner Romangestalt und wahrscheinlich an seine, nein Oskars, kaschubische Großmutter denken und deren vier oder fünf übereinander getragene, kartoffelfarbene Röcke.

ANTJE DERTINGER

Transit 1989

Sonst fuhr ich immer mit dem Auto. Warum ich damals die Bahn genommen habe, weiß ich nicht mehr; doch erinnere ich mich, daß die Welt anders wirkte als vom Auto aus. Das Waggonfenster weitete den Blick. Anfangs schaute ich oft von meinem Fensterplatz auf die vorbeiziehende Landschaft, auf kleinstädtische Durchgangsbahnhöfe, an denen keiner der Langstreckenzüge hielt, auf Dörfer mit rotbeziegelten Dächern, auf die vielen Menschen in den Bahnhöfen von Köln, Dortmund, Bielefeld, Hannover. Der Interzonenzug, wie man damals wohl noch sagte, brachte mich vom äußersten Westen der Republik durch die DDR nach Berlin, West-Berlin. Im Rheinland war noch Spätsommer, wenngleich kalendarisch bereits Herbst. Weiter östlich färbten die ersten Bäume ihr Laub schon gelb und karminrot. Sie leuchteten im Sonnenschein. Es war Anfang Oktober 1989.

Der Termin war früh im Jahr verabredet worden. Autorenlesung zum Thema: »Frauen im Widerstand«, Veranstalter und Ort: Gedenkstätte deutscher Widerstand, Zeitrahmen: 90 Minuten incl. Diskussion. Niemand hatte damals geahnt, welche unglaublichen Ereignisse Sommer und Herbst bringen würden. Sie waren sensationell, sie waren bewegend; und sie waren beunruhigend. Zwei Frauen wollte ich vorstellen, beide jahrelang aktiv im Widerstand gegen das Nazi-Regime, beide vom sogenannten Volksgericht verurteilt, die eine zum Tode mit Vollstreckung in Plötzensee, die andere, fast ein Kind noch, zu mehreren Zuchthausjahren mit anschließender Deportation ins Frauen-KZ Ravensbrück; das überlebte sie nicht. Ob das irgend jemanden interessieren würde angesichts der erregenden Vorkommnisse dieses Sommers und Herbstes?

Ich verscheuchte den Zweifel und kürzte energisch einen der Texte, die ich vortragen wollte. Und schon trugen mich die Gedanken auf und davon, Erinnerungen an das jüdische Mädchen. Helga war dreizehn, als sie in den politischen Widerstand ging, erst dreizehn Jahre alt. Kurierin war sie, schmuggelte sommers als Wanderin, winters als Skiläuferin Nachrichten übers Riesengebirge aus dem »Reich« ins Nachbarland. Und von draußen brachte sie heimlich Informationen nach drinnen. Sie sprachen immer von drinnen und draußen, wenn es in dieser oder jener Richtung heimlich über die grüne Grenze ging. Wie lange hatte ich nach ihren Prozeßakten gesucht, nach dem letzten großen Mosaikstein bei der Rekonstruktion ihres kurzen Lebens. Ich fand sie im Allerheiligsten der DDR, im Zentralen Parteiarchiv

im Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (Hauptstadt der DDR), Wilhelm-Pieck-Straße 1. Ja, so lautete die korrekte Bezeichnung.

Ich war mit dem Auto gefahren und hatte mich bei Freunden im Westen der Stadt einquartiert. Beim Wechsel vom einen in den anderen Teil der Stadt benutzte ich ordnungsgemäß den für westdeutsche Motorisierte vorgesehenen Grenzübergang. Die Besuchs- und Arbeitsgenehmigung vom Chef des Allerheiligsten hatte ich zuvor kopiert und, wie zufällig, in meinen Paß gelegt. Es funktionierte. Der DDR-Grenzer sah in den Paß, blickte mich prüfend und sehr ernst durch das geöffnete Seitenfenster an, las den Zettel, zeigte ihn einem Kollegen, legte ihn zurück, stellte keine Fragen, klappte den Paß zu, gab ihn mir und winkte mich wortlos durch den Grenzübergang. Nie zuvor, bei all' meinen Reisen nach drüben, war ich in weniger als fünf Minuten von West nach Ost gewechselt. An den anderen drei Tagen war es dasselbe.

Ein Geräusch schreckte mich aus meinen Gedanken hoch, ein Geräusch, das neu war und doch aus sehr fernen Zeiten vertraut. Ich blickte aus dem Fenster. Der Zug fuhr langsamer als zuvor. Die Landschaft lag in flacher Ebene neben der Bahnlinie, kaum Bäume, die Häuser grau-beige, keine rotbeziegelten Dächer, die Elbauen, die Magdeburger Börde. Und das Geräusch, nun kam ich drauf, das rhythmisch sich wiederholende Geräusch wurde durch die Nahtstellen der Eisenbahnschienen in der DDR verursacht. Es wirkte einschläfernd; bald hörte ich es nicht mehr.

Als ich damals den Lesesaal im Allerheiligsten betrat, war da nur der Mann, der sich als Bibliothekar vorstellte und doch eigentlich mein Bewacher war. Der Saal war länglich, die Tische und Stühle aufgereiht wie in einem großen Klassenzimmer. Der Mann blieb an der fensterlosen Längswand stehen und deutete wortlos auf einen Tisch mit zwei Aktenstapeln. Dann warf er einen Blick an die hintere Wand des Lesesaales, und mein Blick folgte seinem. Ein Fenster war dort, erhöht und quadratisch, dahinter nicht der Himmel von Berlin, sondern ein weiterer Raum und ein Mann, der den ganzen Saal überblickte. Ich wandte mich meinen Akten zu; sie enthielten mehr als ich erwartet hatte. Es steckten sogar Lesezeichen an den einschlägigen Stellen. Zum erstenmal hielt ich einen Paß mit einem aufgedruckten »J« in der Hand, den Paß eines jungen Mädchens aus Breslau, das damals, als ich im Allerheiligsten arbeitete, Anfang 60 und eine nette Großmutter hätte sein können. Darunter lag ein Puzzle aus den Schnipseln einer Postkarte, wahrscheinlich bei der Verhaftung in einem Papierkorb gefunden und mit kriminalistischer Akribie wieder zusammengefügt, darauf Helgas Schrift, die ich so gut kannte durch ihre Briefe aus dem KZ. Ich erinnere mich, daß ich, den Paß und die Postkarte in der Hand, lange nicht weiterlesen konnte. Und dann die Verhörprotokolle; auch sie waren vorhanden, holprige Schreibmaschinenschrift, darunter Helgas Unterschrift und die eines Kriminalinspektors Kluske. Er war wohl einer der harmloseren, der

Inspektor Kluske; einer der bloß seine Pflicht tat. Wie klug Helga ihn getäuscht hatte!

Als es auf Mittag zuging, fragte artig der Bibliothekar: Ob ich Lust hätte, ihn zum Essen in die Kantine zu begleiten? Hätte er hungern müssen, wenn ich Nein gesagt hätte? Aber ich war neugierig; es gab wohl nicht viele Westdeutsche, die eine DDR-Kantine von innen kannten. Das Gericht, dessen Bestandteile wortlos aus Zinkeimern geschöpft wurden, kostete fast nichts. An dem Tisch, auf den mein Begleiter zusteuerte, saßen schon zwei Personen. Ein überraschend lebhaftes Gespräch entwickelte sich. Man schien sich brennend für mich und meine Arbeit zu interessieren. Ich erzählte sie gern, Helgas Geschichte. Die Geschichte einer jungen Antifaschistin war in der DDR schließlich über jeden Verdacht erhaben.

Vier Tage blieb ich damals die einzige Besucherin des Lesesaals, meinen stummen Betreuer immer in der Nähe und in meinem Rücken, weitab, der Mann hinter dem quadratischen Fenster.

Das Rascheln einer Zeitung, hinter der mein Gegenüber verschwunden war, holte mich in die Gegenwart zurück, Fotos, Schlagzeilen vom 3. Oktober 1989: »Flüchtlingsstrom reißt nicht ab. – Unmittelbar nach der Massenausreise von weit mehr als 6.000 DDR-Bürgern aus den bundesdeutschen Botschaften in Warschau und Prag ist eine neue Fluchtwelle über die beiden bundesdeutschen Botschaften hereingebrochen.« Bilder Hunderter müder, aber glücklich wirkender Menschen, ihre Ankunft in Sonderzügen auf westdeutschen Bahnhöfen beschworen Erinnerungen an Kindheit, Krieg und Flucht herauf. Ich war noch klein, und es waren wenige Erinnerungen; aber glücklich gelacht hat damals wohl niemand von uns. Doch das ist lange her.

Mein Gegenüber gab mir die ausgelesene Zeitung. Die Bahn brauchte fast acht Stunden. Zwischen Marienborn und Berlin-Wannsee hielt sie kein einziges Mal. Es wurde oft behauptet, jeder Waggon werde beim Transit durch die DDR zugesperrt; aber das wollte ich nicht glauben. Blauer Himmel und Sonnenschein begleiteten den Zug weiter, ein Hoch über ganz Europa. Doch die Nächte waren bereits kalt, erste Minusgrade in Prag, hieß es in der Zeitung. Nachtfrost, und Hunderte neuer Fluchtwilliger campierten trotzdem im Park der westdeutschen Botschaft. Wie lange würde das die DDR-Führung dulden?

An meine Lesung habe ich kaum eine Erinnerung. Es waren zahlreiche Zuhörer gekommen, alle etwa Helgas Generation angehörend oder noch älter. Einige weinten, während sie mir zuhörten. Das erlebe ich manchmal, und doch werde ich mich nie daran gewöhnen können. Traurige Erinnerungen möchte ich eigentlich nicht auslösen.

Auf dem Heimweg schenkte ich Land- und Ortschaften mehr Aufmerksamkeit als zuvor, besonders jenen im Transit. Es war purer Zufall, daß ich die Rückreise am 7. Oktober antrat, 40. Jahrestag der DDR, ein Samstag; er sollte

mit dem üblichen Pomp begangen werden. Unterwegs notierte ich in mein Tagebuch: »Wieder im Interzonenzug. Er hatte schon am Bahnhof Zoo Verspätung und ist brechend voll. Trotzdem Fensterplatz. Das Wetter ist gestern umgeschlagen, Schluß mit goldenem Oktober. Habe mein kleines Reiseradio mit, die Ohrstöpsel an und höre mehrfach Nachrichten. Die DDR-Behörden riegele Ost-Berlin mehr und mehr ab. Allgemeine Nervosität. West-Berliner bekommen zur Zeit kein Tagesvisum mehr. Offenbar Sorge vor regimefeindlichen Kundgebungen am großen Jubeltag. Draußen ist alles grau; Regen prasselt gegen die Scheibe und wird vom Fahrtwind sofort verweht. Von der Bahn aus sehe ich durchs Fenster im regengrauen Draußen überall schlappe Fahnen hängen, Schwarz-Rot-Gold mit Hammer und Zirkel im Ährenkranz und Transparente an Häuserfronten, Weiß auf Rot: »Weiter für den Aufbau des Sozialismus!« Nur bei der Fahrt durch Magdeburg sehe ich neben Rot und Weiß und Schwarz-Rot-Gold ein paar grün-rot gestreifte Fahnen mit einem Wappen, das ich nicht erkennen kann. Sieht aus wie neu, wohl selten vorher vorgezeigt. Menschen sind nirgends zu sehen, nicht einmal Fuhrwerke oder Autos. Vielleicht liegt es am miesen Wetter. Vielleicht aber will an diesem 40. Jahrestag auch niemand mehr für den Aufbau des Sozialismus demonstrieren. Über 10.000 sollen ihre Ausreise bis heute erzwungen haben.«

Nachtrag Nr. 1: Am Abend zu Hause Fernsehnachrichten: Die alte Garde der DDR ließ vor sich her paradieren wie an jedem Gründungs-Gedenktag. Handelte sie aus Trotz oder aus abgehobener Ahnungslosigkeit? Die Miene des sozialistischen Sowjet-Bruders schien distanzierter als früher zu sein, der rituelle Bruderkuß erst recht. Am nächsten Tag las ich in der Zeitung Gorbatschows Wort über die zu spät Kommenden, das inzwischen ein geflügeltes und banalisiertes geworden ist.

Nachtrag Nr. 2: Etwa einen Monat danach, am 9. November, tat das für die Presse zuständige SED-Politbüromitglied jenen legendären Versprecher – oder war es gar kein Versprecher? –, demzufolge für DDR-Bürger ab sofort Reisefreiheit bestünde. Die Mauer wurde von Ost nach West vergnügt geentert. Es fiel kein Schuß.

Nachtrag Nr. 3: Kurz vor Weihnachten 1989 fuhr ich zu Freunden in die DDR mit Kurzaufenthalt in Berlin. Es war der 22. Dezember. Das Brandenburger Tor schien alle magisch anzuziehen; es war an diesem Tag geöffnet worden. Mit dem Auto war kein Durchkommen. Ich ließ es stehen und ging zu Fuß weiter; es regnete in Strömen. Vorbei an freundlichen Volkspolizisten spazierte ich durchs Brandenburger Tor. Niemand fragte auch nur nach meinem Ausweis. Dann stand ich »drüben«, auf dem Pariser Platz. Unterm Straßenschild ließ ich mich fotografieren, vergnügt unterm Schirm im strömenden Regen stehend. Im Hintergrund des Bildes ein riesiges Transparent: »Gedenkt des Volkes in Rumänien!« Auch dort wurde das Regime gestürzt. Aber es gab Tausende von Toten.

HEINZ BEHRENDT

Go East – Eine surreale Reise nach Innen und Außen

Es war frühmorgens, ca. 11 Uhr, leicht trübe, ich saß in meinem Atelier unseres ultramodernen High-Tech-Hauses, Industriearchitektur mit Stahlschornstein und glatter Wellfassade, ein typisch autohypnotischer Architektentraum – und schaute aus dem Fenster.

Ich fröstelte und hatte eben noch den Anruf des Wartungsdienstes unseres überkomplizierten Heizsystems im Ohr, bei dem er, Herr Steinseiffer, von der profitlichen Fa. Reich KG, vergebens versuchte, mir die Disproportionalität der Außentemperaturabhängigen Steuerung von Fußboden-, statischen und solaren Systemen mit ihrer Überlagerung aus der innenraumabhängigen manuellen Bedienung der Radiavektoren klarzumachen. Er empfahl mir die neue elektronische Unit »Viessmann Maxi«, allerdings müsse man sich da schon professionell auskennen. Mein resigniertes »woll'n mal sehn«, eine nordische Variante des süddeutschen »schau'n mer mal« ließ dieses elektromystische Gespräch auslaufen.

Gegenüber, keine fünf Meter entfernt der Schuppen des nachbarlichen Zechenhauses aus Backstein, alt, verwittert, aus den Fugen rieselt Sand wie eine Sanduhr und manchmal war da auch ein schwarzer Vogel zu sehen, der davon nahm für sein Nest. Aus dem Schornstein stieg unablässig Rauch empor von der Deputatkohle der RAG. Hinter den kleinen Fenstern gewahrte man altmodische Spitzengardinen und davor einige Geranientöpfe.

Zu meinen Füßen lag unser weißer Retriever »Nelli« mit seinen dunklen Sehnsuchtsaugen, der schwarzen Knopfschnauze und der cervelatwurstfarbigen Hechelzunge, meine Freundin, die mich total verstand. Ja, ich kraulte verloren hinter ihren warmen Plüschohren und wartete ungeduldig auf den Anruf aus Mittweida in Sachsen, Herr Beate von der LBS, – es sollte eine wichtige Besprechung geben im Ministerium über die »Eigenheiminitiative Sachsen«.

Endlich kam die Nachricht, Morgen um 10.30 Uhr beim Staatssekretär Dr. Küchenhoff, sicher ein westfälischer Wessi, er hätte wenig Zeit, er müsse dringend zur Konferenz »Abbruchprogramm II«, aber immerhin eine laterale Beachtung.

Der Flieger würde DM 850 kosten, nur Hinflug, ich wollte doch noch nach Berlin zum Kolloquium, ginge so nicht, also »Mehltaus Bahn«. Als letzte Rettung: Nachtzug, Liegewagen, Bahncard, Ankunft Dresden Hbf 9.45 Uhr.

Nun, Aufbruch ... mit dem Taxi zum Bahnhof. Ich hastete fix an der Fixerszene vorbei zum Bahngleis 4. Der Zug kam pünktlich 15 Minuten nach der Abfahrtszeit, ich fand den Waggon an anderer Stelle als im Wagenanzeiger angegeben, aber er existierte immerhin. Durch eine intrigante Kopplung ruckte der Zug etwas vor, just als ich einsteigen wollte. Ich erhob wiederholt den rechten Arm zur Tür, und es entstand unbeabsichtigt jene Chaplinade wie beim Staatsempfang Benzino Napaloni mit Adolf Hynkel im »Great Dictator«.

Der Liegewagen, Abteil 13, war den Schildchen nach besetzt, was ich später noch leidvoll erfahren sollte, aber im Bett oben gegenüber lag ein mediovollschlankes Mädchen und musterte mich äußerst mißtrauisch, insbesondere, als ich auf der Pritsche mich zappelnd im Liegen meiner Jeans und Schuhe entledigte und unter der militärartigen Decke Schutz suchte. Ich sagte betreten »'n Abend«, was mit slawisch klingendem »guten Abäänd« beantwortet wurde. Sie käme aus Köln von einem Katholikentreff und wollte nach Warschau zurück. Dann, mit einer Gebärde aus Überzeugungsgewißheit und angstvoller Vorsicht einem Typen wie mir gegenüber, gab sie mir prophylaktisch ein Heft. »Gutt für dich«, flüsterte sie. Ich las entsetzt den Titel des Traktats »Wege zu Maria« und verfiel ins Grübeln. »Maria, Maria Maria, Viva Maria«, Theologisches und Menschliches vermischten sich zu einem unruhigen Alptraum, der in Duisburg, Bielefeld, Hannover usw. durch ruckartiges Hantieren an der Schiebetür gestört wurde.

»Draußen Hauptbahnhof!« Gott sei Dank war ich weit vor der Zeit auf den Beinen, das rhythmisch-synkopische bis zum Crescendo sich steigernde Schnarchen meines Unterliegenden noch im Ohr.

Auf zum Ministerium, kein Taxi, zu Fuß durch die berühmte »Prager Straße«, Dresdens Barock-Pracht ... Vergebens hastete ich an den Platitüden vorbei, WBS 70 hieß jener Wohnungstyp, stapelbar bis zehn Geschosse, 95.000 mal realisiert. Und plötzlich der Katarakt des Kinocenters als »einstürzende Neubauten«, COOP hatte ich schon gehört, aber »Himmelblau«, da muß die Freiheit wohl grenzenlos sein. Ernst-August-Brücke, früher Dimitroff-Brücke, »die mit ruff« sagten die Dresdner und meinten den August, die schönen Mädchen in die Kutsche ziehend. »August der Starke«, der Raddampfer, allerdings hatte kein Wasser unterm Bauch und lag vor Anker und konnte nicht zum Lustschloß Pillnitz fahren.

Außer Atem, Herr Beate war schon da, das Ministerium, Nähe Rosa-Luxemburg-Platz. In den beachtlichen Räumen von Herrn Staatssekretär Dr. Küchenhoff, rosige Wangen, ganz simulatorisches Wohlwollen machte er bedeutende Bemerkungen: »Eine große Herausforderung, wir brauchen mehr Bauherren für Eigenheime im Grünen, freistehend auf kleiner Parzelle natürlich«. Herr Beate, wie gesagt von der LBS, nickte gehorsam und schrieb mit, meine zaghafte Einwendungen, Verödung der Innenstädte

usw., entwich Herr Dr. Küchenhoff mit: »Ja, der Streß, die Kommission Abbruchprogramm II, neue Grundsatzpapiere,« usw. und verschwand.

Voller Zuversicht »Italienisches Dörfchen«, original Thüringische Klöße, Radeberger und die Herausforderung, der Mantel der Geschichte ... usw. ...

Ich hätte ihn bald vergessen den Mantel auf dem Weg zur Bahn nach Berlin. Denn dort wollte die Bahn-Tochter Haberent eine ganze Stadt bauen, internationaler Wettbewerb, prominente Zuladungen, eine exquisite Jury, ich war, wie im Lotto, per Zufall mit dabei, eine weitere Herausforderung ...

Vorerst jedoch, ehemalige Reichsbahn, diskret in dunklen Farben gehalten, Sportfederung nebst intensiven Kontakt zur aktuellen Schienenbeschaffenheit. Die Dresdner Bahn (Regionalexpress) krawummte durch die endlose Ebene an meinem Fenster vorbei. »Die Foarkartn« durchfuhr es mich, der fordernden Hand entgegnete ich mit meinem Ticket. »Berlin-Ostbahnhof«. Ich wollte in Berlin aber nach Teltow. »Ja, da müß'n sie,« wurde der ehemalige Reichsbahnbeamte gesprächig, »an Mahlow vorbei, Flughafen Schönefeld und in Berlin-Schöneeweide aussteigen. Von dort mit der S-Bahn nach Treptow, Richtung Lichtenberg.« Halb verstanden nickte ich und nickte ein.

In Schöneeweide aussteigen, Taxi. »Aug'blick, nach Teltow? Würd' ick nich machen, irre weit, kostet ca. 60 Piepen.« »Wie?« »Ja, Sie sind falsch! Nich Treptow – Teltow! Neh'm Sie wieder die Regionalbahn über Flughafen Schönefeld und dann Richtung Schöneberg, bei Lichtenrade aussteigen.« »Danke! HOTELTOW Potsdamer Straße.« »Nee, das andere Teltow, bei Stahnsdorf, mein' Sie. Also noch mal, dann Richtung Großbeeren bei Lichtenfelde-Ost aussteigen. Da fährt ein Schienenbus bis Teltow-Land gegenüber von Schönnow.« »Schön, wirklich schön,« bedankte ich mich. Dann zurück, Auskunft: »Bahnsteig 3, sehn Sie zu, der Anschluß an den Schienenbus ist der letzte heute.« Bahnsteig, Aufsicht, der Regionalzug ist viel zu spät, aber ich muß doch den Schienenbus ... »Keene Sorge, ick telefoniere, der wartet dann.« »Hallo Atze, da ist ein Fahrgast mit'n Alu-Koffer, nimm den bitte mit.« Der Regionalexpress kommt endlich. Wiederum an Flughafen Schönefeld vorbei; ich wollte doch mal fliegen, aber die Zeit ... Ankunft, Aussteigen. Plötzlich eine Durchsage: »Der Herr mit dem Alukoffer, bitte Beeilung, Bahnsteig 6.« Über die Brücke, hinten wartet der Bus, 25 Stufen hoch über die Notbrücke geklappert, 25 Stufen wieder herab, am Ende der Bus. Ein abenteuerliches Vehikel, wohl Fabrikat Moskwitsch von der NVA, auf ein Schienengestell montiert, Schmalspur. Trotzdem hinein, zerschlissenes Kunstlederpolster, stöhnendes Hinsinken.

Der Bus rumpelte wie in einer Art Höllenfahrt zum Orkus mit rhythmisch harten Aufprall durch die Nacht. Im Funzellicht gewährte ich zwei dunkle Gestalten, die mich mißtrauisch fixierten. Meine Öko-Mütze, in Vier-Nadel-Strumpfstricktechnik gearbeitet aus abgelegten Kinderpullovern, von kundiger Gattinnenhand, zeigte Wirkung. Die zwei in stumpfer

Schweigsamkeit geduckten Gestalten verwechselten sie wohl mit einem anatolischen Pascha-Outfit. »Du Türke?« Auf mein erschrockenes »nnnein« kam ein »oh, Entschuldigung. Äh, wir Polski, nix lieben Türken, noch nie.« Johann Sobieski, ging es mir durch den Kopf. »Nimm, Kamerad, ein Schluck Wodka, Marke Gorbatschow, das Beste, was die Sowjets noch ham.« »Danke, Magen, später.« Nach einer Weile: »Du aussteigen, Endstation, hier geht es nicht weiter.« »Teltow?« Schulterzucken.

Ich stieg aus in die schwarze Nacht. Ein Bahnsteig war nicht zu sehen. Stoppelfeld. Am Rand das melancholisch-rhythmische Blinken einer Großbaustellenbeleuchtung. Aber hinten, ein kleines Haus, verwahrlost, mit einem rot hinterleuchtetem Fenster und einer Leuchtreklame »Berliner Kindl«, eine Kaschemme, ein Hitchcock-Ort. Ich trat ein, abenteuerlicher Typ hinter dem Tresen, in der Ecke eine undefinierbare weibliche Gestalt. »Was suchen Sie denn hier? Von hier fährt niemand wohin und kommt niemand zurück.« »Können Sie mir ein Taxi bestellen? Ich muß zum HOTELTOW, Potsdamer Straße.« »Können schon, Meister, aba vorher erstmal fünf Mark auf den Tisch.« Ich legte die Münze hin, der Typ verschwand und telefonierte mit der Taxi-Zentrale. Die Weibsperson lallte etwas von »ich mitkommen, bittä«. Dann herrschte der Hausherr mich an. »Feierabend« und drängte mich hinaus, krachend fuhr der Rolladen hinter mir herunter.

Es war finster, und es begann zu regnen. Allein. Ich war in Berlin, der Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland angekommen. In der helleren Ferne konnte man sie ahnen, vielleicht eine Laser-Show am Potsdamer Platz, wie die Suchscheinwerfer im Luftkrieg. Ich atmete tief durch, das ist die Berliner Luft, Luft, Luft ... Wie warten auf Godot, kommt oder kommt nicht. Nach einiger Zeit zwei suchende Scheinwerfer, ich fuchtelte wild mit den Armen, ein Taxi. »Ja, hier ist nur noch Baustelle, S-Bahn ... Sie hätten ganz anders fahren müssen.« Endlich das HOTELTOW, Wessischuppen, Empfang, Mitgefühl, Radeberger, Hotelzimmer, warme Dusche, hinsinken in traumvolles Schlafen: ... Was, kein Türke? Kein Wodka? Aussteigen! Nix hier, der wilde Osten. Du wirst sehen, nitschewo, die Russen kommen ...

Am nächsten Morgen, alternierendes Frühstück nach dem Windhund-Prinzip, Einsteigen in den Kolloquiums-Bus ins Wettbewerbsgebiet Lichterfelde-Süd. Die Archi-Rivalen musterten sich gegenseitig, nervöse Scherze, zur Schau getragene Gelassenheit und wissende Dominanz. Hier soll die Stadt der Zukunft entstehen. Die Wettbewerbsbetreuung, im Auftrag der Eisenbahn-Management GmbH und Haberent-Grundstücks GmbH (Haben und Rentieren), das Büro Machleidt & Partner erklärte die Situation.

Hier soll eine völlig neue »Stadt für Morgen« entstehen, aber zur Zeit käme man gar nicht auf das Gelände, da eingezäunt. Ein ehemaliger Truppenübungsplatz für die »Parks-Rangers«, eine US-Spezialtruppe. Sie hätte

bis vor kurzem hier auf künstlich verwilderter Freifläche in einer eigens errichteten »Geisterstadt« den Häuserkampf geübt. Ob es die Geisterstadt noch gäbe? Schade, hätte man stehen lassen sollen, und wäre doch ideal für englische Weltkrieg-II-Serien. Nein, wurde abgerissen, zusammen mit dem ehemaligen Arbeitslager Lichterfelde-Ost, das damals, 1942, er schluckte, im Programm »100.000 Russen nach Berlin« entstand. Der Bus fuhr einen bestimmten Sicherheitsparcour. »Aussteigen, hier können Sie fotografieren, das war wohl ein Gefechtsstand, Vorsicht!«

Auf der einen Seite, im kapitalistischen Westen, die sogenannte »Thermometersiedlung« (kalter Krieg?) mit zahlreichen städtebaulichen Dominanten in Form von diskreten 8-geschossigen Wohnbändern und anomisch eingestreuten 18-22-geschossigen Punkthäusern. Auf der anderen Seite, im sozialistischen Osten, das Gelände liegt übrigens genau an der Grenze zum ehemaligen Arbeiter- und Bauernstaat, weite ungestörte Landschaft mit einzelnen eingestreuten Bauernhöfen mit Bäumen. Wie darauf reagieren? Im Westen mit 16 Geschossen anfangen, um im Osten mit 2 Geschossen zu enden? Oder umgekehrt? Oder gar nicht?

Das Kolloquium im HOTELTOW war, wie üblich, voller überflüssiger Fragen. Zuladung? Daniel Liebeskind, Erik van Egeraat, Sauerbruch-Hutton, Albert Speer usw., Beauftragung? Falls es Investoren gibt, aha! Der Oberkollege, Peter Kulka, ganz stoppelbärtige Virilität, das Hemd leicht geöffnet, hatte das Kolloquium voll im Griff. Auf meine Frage nach der geforderten Perspektive, ob etwa alle Fenster mitgezeichnet werden sollen? Ungefähr 12.500? 1,2 x 1,2 mm groß? Die Rivalokollegen wurden unruhig. Nein, so eng sollte man das nicht sehen, wäre freigestellt. Was nun: ja oder nein? Würde man rausfliegen, wenn nicht? Nein, so eng sollte man das nicht sehen. Jurymitglied Prof. Luigi Snozzi nickte uninteressiert und schneuzte ins Taschentuch. Dann gab es ein wirklich nettes, aber dafür sehr bescheidenes Buffet: Wurst & Käse-Stullen, Kollegenplausch usw.

Hotelrezeption, Auskunft, Bahnhof Zoo, Bus 136 oder so. Ich schaute zum Fenster hinaus. Endlich! Kudamm nicht mehr wie früher, eher mehr volkstümlich. Ja, da fiel mir ein, unser Hund! Meine Frau hatte eine komplizierte Arbeitsteilung mit mir konstruiert. Sie fährt mit Nachbarin-Freundin auch nach Berlin, man könnte sich dort treffen, aber der Hund zu Haus! Also ich dann nach Haus, wenn sie in Berlin. Stafettenübergabe. Hoffentlich fällt der Stab nicht hin. In 1,5 Stunden sind die beiden im Kempf. Sollte ich ein Gedicht? Im Bus, im Stehen, auf der mitgenommenen Buffet-Serviette? Es kann, adäquat dem Zucken des Busses, nur ein abgehacktes Stakkato-Gedicht werden, fraktioniert, City-Lyrik.

An einer Litfaßsäule vorbei, in großen Lettern »Arturo Ui« von Brecht, sah ich früher mal im BE, da ist ja der Blumen-Händler Givola vor dem Kempf. »Bitte zwei rote Rosen.« »Bitte, der Herr«, antwortete die Goebbels-

öliche Eleganz. »Nein, getrennt verpacken, die eine für die eine und die andere für die andere.« »Watt denn, zwee-e? Junger Mann, ham Sie sich dat überleegt? Übernehm' Sie sich man nicht, immer eins nach dem anderen!« Ich floh ins Hotel. Kempfi-Empfang. »Würden Sie bitte die beiden Rosen getrennt meiner Frau und ihrer Freundin, sie kommen gleich, auf ihr Doppelzimmer bringen?« Die junge Rezeptionsdame, wohl noch etwas unerfahren, musterte mich mit einem eigenartigen Blick. »Ja-ja natürlich, wird erledigt.« Im Hintergrund leises Glucksen.

Ich hastete zum Bahnhof Zoo. Was mich dort erwartete, verschlug mir den Atem. Wie auf der Flucht vor den Russen, nur sie sind schon überall da mit ihrem vernehmlichen Zirtschen. Bahnsteig 6A. Der ICE *Schauinsland* war noch nicht angekündigt. Plötzlich fuhr er auf dem Bahngleis gegenüber ein. Wo ist mein Wagen? Einsteigen, dann die Durchsage: »In wenigen Minuten fährt der ICE *Schauinsland* auf Gleis 6 a ein.« Aber er ist doch schon da? Ja, richtig, er fährt über Essen nach Düsseldorf oder Bonn, mit Teilung in Hagen. Aufpassen! ... Ich kämpfte mich mit schlangenartigen, elastomeren Bewegungen durch die Menge, den Alu-Koffer auf dem Kopf wie ein Berber. Endlich, hier ist mein Platz, sehen sie mein Ticket, außerdem leicht behindert, Verständnis, ich versank, schaute aus dem Fenster, und die Havel-Ebene flog vorbei. Es war wie in der Transsibirischen Eisenbahn, nur fehlten die Hühner und Ziegen. Dafür aber schmetterte nebenan ein Sportclub deutsches Liedgut. Auch aus früherer Zeit, wie »Wildgänse ... mit schrillum Schrei nach Norden ...« oder »Zicke-zacke-Hühnerkacke ...« Na also.

Wir waren schon hinter Potsdam die Königstadt, allerdings vor den großen Kriegen. Da, leises Knarzen in der Gegend des Fahrwerks ließ sich vernehmen, wie schlecht geölt, dann rhythmisches finales Rucken und Zucken, begleitet vom flackerndem Licht, abflauende Fahrt. Plötzlich hielt diese auf dem höchsten Stand deutscher Technik angekommene High-Tech-Ikone namens ICE, der Stolz der Nation, eine Augenweide, an. Es war eine Landstation. Mein Auge sah eine Weide mit Ziegen, jedermann war leicht verwirrt. »Der Zug endet hier, bitte alle aussteigen, technischer Defekt, weitere Informationen folgen«, war die mit Störgeräuschen überlagerte Durchsage.

Da standen wir auf einem einsamen, grasbewachsenen Bahnsteig, in unserer Sprachlosigkeit und der beginnenden Abendkälte, unkoordiniert von einem Bein auf das andere tretend. Wie heißt das hier? Groß-Kreutz hieß die Station, nicht weit von Götz und Deetz, und bei Trechwitz ist der Galgenberg, soll im 30jährigen Krieg ein beliebter Treffpunkt für Hänge-Partys gewesen sein. Am Ende gab es hier kaum noch jemanden außer im nahen Kloster Lehnin.

Der Sportclub strukturierte sich. »Also, cool bleiben«, sagte eine germanistische Blonde, wahrscheinlich Übungsleiterin. »Wir machen uns warm,

Grundstellung! Linker Arm hinter dem Nacken, leichte Drehbewegung, rechter Arm versucht von hinten anzufassen, strecken und federnde Knie, eins und eins und eins und zwei, Rumpfbeuge, Rücken durchstrecken.« Ich begann mich zu assoziieren und beteiligte mich an den zwar gesunden, aber unschicklichen Bewegungen. »Und lösen und Pause.« Eine der Sportfans hatte ein Mobiltelefon am Ohr. »Hallo, Onkel Fritz, wir machen bei Euch in Groß-Kreutz mit dem ICE nach Hannover Station, glaubste nicht? Doch! ICE kaputt, in zwei Stunden kommt der Ersatzzug aus Magdeburg, es ist kalt, was macht deine Kneipe? Alles O.K? Können wir kommen? Ja, so zwölwe. Echt, du machst Bratkartoffel? Du bist ein Schatz. – Kinder, gehen wir, da drüben ist seine Kneipe.« Ich dockte mich an mit der Ankündigung »geb' ne Runde Radeberger«. Onkel Fritz, echte Heimatfigur, katalogfähig. »Nehmt mal Platz, Kinner. Gemütlich ja, aber ein Nest, sag ich euch, war's eigentlich immer, nichts wie Sand, die Streubüchse Brandenburgs, magere Ernte. Aber der alte Fritz, der ›Große‹ mein ich, hat hier zuerst die Kartoffel eingeführt, mit dem Krückstock, wie man sagt. Und nicht weit von hier, bei Fehrbellin, hat 1675 der große Kurfürst den Schweden eins aufs Haupt gegeben, geschichtsträchtige Gegend immerhin. Wir wollen hier bald ein kleines Museum aufmachen, Tourismus, verstehste, soll dann ›Kartoffel-Museum‹ heißen, mit Bratkartoffel und Schwedenpunsch.« Die Bratkartoffeln retteten uns und auch das Radeberger. »Wir wollen unsern alten Kaiser Wilhelm wiederhaben, aber nur, aber nur, aber nur mit dem Bart.« Etwas ungerecht, mein ich, denn der alte Fritz hatte ja keinen.

Da schallte die Durchsage vom Bahnhof herüber: »Der Ersatz ICE *Johannes Gutenberg* aus Magdeburg fährt in fünf Minuten ein, bitte zurücktreten an der Bahnsteigkante.« Wir verabschiedeten uns, Onkel Fritz erzählte, daß früher beim Eintreffen des Bimmelzugs eine Glocke geschlagen wurde. »Aber Onkel Fritz, wir leben doch in einer modernen Zeit«, meinte die germanistische Blonde. Eine halbe Stunde später geruhte der hoffentlich generalüberholte ICE *Johannes Gutenberg*, der Schriftzug war nirgends zu erkennen, eigentlich schade, unter dem Jubel des ganzen Volkes in Groß Kreutz einzufahren. Als ich einsteigen wollte, ruckte der Zug plötzlich korrigierend, ich erhob den rechten Arm zum Türgriff, vergebens, und die mittlerweile rituelle Chaplinade mit Adolf Hynkel und Benzino Napaloni aus dem »Great Dictator« wiederholte sich. Ein Schaffner ließ sich wohlweislich nicht sehen, allgemeines Querdiskutieren über Anschlüsse, Verspätungen, Taxis und vor allem Kosten mit oder ohne berufliche oder private Rechtsschutzversicherung brodelte durch den Großraumwagen. Ich schaute erschöpft aus dem Fenster, die ehemalige Deutsche Demokratische Republik verschwand allmählich ... Manistische Wunschträume durchkreisten meine Sinne. Ich fuhr mit einem zuverlässigen Oldtimer durch die Alleen Brandenburgs. Im Gasthof »Zum alten Fritz« gab es Bratkartoffel, Radeber-

ger, und die beiden Polski waren die Bedienung. Am Nebentisch saßen Luigi Snozzi und Peter Kulka und lachten über die Geisterstadt und erzählten vom Häuserkampf.

Ich begriff nicht, daß mir jemand auf die Schulter tippte: »Nächste Station Duisburg, der Herr.« Es war nicht der Blumenhändler, sondern der Schaffner, der in Hannover zugestiegen war. Da war sie nun, meine innige Heimatstadt Essen mit ihrem antiken Bahnhof und der Möchtegern-Skyline mit RAG und RWE. Ich stieg aus, es war halb drei morgens und hastete an lallenden Geschichtenerzählern und fix an den Fixern vorbei zum Taxi. »Heisingen, über Stadtwald, die Bahn-AG ist wohl das Letzte.« »Ja das kommt von der Privatisierung, von der New Economy. Das ist sowieso bald vorbei.«

Angekommen, bezahlt. Da war nun unser High-Tech-Haus mit dem Stahlschornstein und der Well-Fassade, gegenüber das Zechenhaus, aus dem Kamin stieg langsam weißer Rauch empor, ein schwarzer Vogel flog davon. Ich ging langsam zum unteren Büroeingang und schaute, bevor ich zum Schlüssel griff, durchs Fenster. Direkt dahinter saß Nelli und schaute mich erwartungsvoll mit ihren dunklen Sehnsuchtsaugen, der schwarzen Knopfschnauze und ihrer cervelatwurstfarbigen Hechelzunge an. Ich schloß auf, und Nelli schmiegte sich schwanzwedelnd an mich. »Du willst sicherlich ein Leckerchen«, flüsterte ich, und aus Gewohnheit hatte ich immer etwas dabei. Ich hab schon zerstreut unserem Baudezernenten eins gegeben. Sie nahm es zungengreifend und zerkaute es knackend. »Hast du Wasser?« Ich goß etwas nach und gewährte den Zettel daneben. »Gib ihr nichts mehr, sie hat vor unserer Abfahrt genügend gehabt.« Natürlich gab ich ihr, ein Retriever hat nie genügend, und wer kann diesem Blick schon widerstehen?

Vor meinem Gerät lag ein Fax von Herrn Beate. »Hoffe, Sie haben eine gemütliche Reise gehabt und viel Erfolg in Berlin bei Habernichts, durchgestrichen Haberrecht?« Stimmt irgendwie. »Wir sollten bald wieder einen Termin mit Herrn Dr. Küchenhoff machen.« Nelli saß therapeutisch neben mir und schaute mich an, sie wedelte nicht mit dem Schwanz. Sie versteht mich also immer und total und überall.

Als ich zu Bett ging, legte sie sich neben mich auf den Boden, meine Hand hing seitlich auf ihrem weißen Fell hinter ihren warmen Plüsch-Ohren. Ich war jetzt ganz drinnen in meinem Kokon, das Draußen verblaßte allmählich im Zuge der sich ausbreitenden Bettwärme, und meine und Nellis Schlafgeräusche hatten bald synchron den gleichen Rhythmus. Durchs Fenster schaute die gütige traumlose Nacht.

UDO VAN MEETEREN

Nachdenkliche Ausblicke

»Blick aus dem Fenster«, ein Thema welches eigentlich alles umfassen kann. Man blickt aus einem Fenster, sieht einen bestimmten Ausblick oder auch Ausschnitte, von dem, was sich als Leben dort abspielt oder aber konzentriert sich geistig auf das, was man gerade vorhat oder tun muß oder wird dazu angeregt, ohne den Anblick völlig aufzunehmen, die Phantasie schweifen zu lassen.

Bestimmt spielt auch eine Rolle, in welcher Stimmung man gerade ist, ob man unter Arbeitsdruck steht oder gerade Zeit und Muße hat. Wahrscheinlich ist die Art der Wahrnehmung auch eine Frage des Alters.

Als Kind träumt man phantasievoll von einer ungewissen aber sicherlich positiven und glücklichen Zukunft. Als Kriegsgefangener durch vergitterte Barackenfenster von Freiheit, Überleben und noch einmal sich satt essen können. Von meinem Fenster in der Jägerhofstraße sehe ich, wie die Zeit vergangen ist. Ich sehe dies an den in über einem halben Jahrhundert groß und hoch aufgewachsenen Bäumen im Hofgarten, und das weckt jedes Mal dankbare Erinnerungen an den phänomenalen Aufbau aus den Trümmern, in die ich 1948 aus Kriegsgefangenschaft zurückkehrte und aus denen sich Düsseldorf bis heute zu einer der schönsten und blühendsten Großstädte in Deutschland entwickelt hat.

Nie vergessen werde ich den Blick aus dem Fenster eines Flugzeuges beim Rückflug von Moskau nach Düsseldorf. Gemeinsam mit einem befreundeten Ehepaar hatten wir eine für eine deutsche Bank in Moskau tätige Freundin besucht. Diese war befreundet mit dem russischen Künstler Vadim Sidur, den wir gemeinsam besuchten. Es war noch zu finstersten kommunistischen Zeiten. Er hatte Berufsverbot und lebte im Untergrund unter erbärmlichen Verhältnissen in einer Kellerwohnung mit Atelier. Die Gespräche mit ihm waren, trotz der Sprachschwierigkeiten, auf Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch, beeindruckend. Er zeigte mir eine 35 cm große Plastik, die er sich als sein Lieblingskind – wie er sagte – auf einem Hügel stehend als fünf Meter hohe Skulptur vorstellte.

Auf dem Rückflug nach Düsseldorf war ein herrlicher, in den Farben unvergleichlich schöner Abendhimmel zu sehen. Bei diesem lange anhaltenden so beeindruckenden Anblick träumte ich von der Realisierung des »Mahners« und formulierte unter dem Eindruck dieses überwältigenden, grandiosen Anblicks des Himmels die Geleitworte für den »Mahner«, die ich noch im Flugzeug aufschrieb:

DER MAHNER
MENSCH DIESER ERDE,
WER DU AUCH BIST,
WOHER DU AUCH KOMMST,
WOHIN DU AUCH GEHST,
BEDENKE,
GOTT DER ALLMÄCHTIGE,
HAT DIR DIES LEBEN GELIEHEN,
UNTERSCHIEDEN ZU LERNEN,
DAS GUTE VOM BÖSEN.
NUTZE DEIN LEBEN,
DAS GUTE ZU TUN.

»Der Mahner« steht seit 1985 im Hofgarten an der Landskrone.

Für jeden, der die Natur liebt und sich ihr besonderes verbunden fühlt, ist natürlich das Erleben in der Natur und das mit ihr Verbundensein das größte Erlebnis. Aber auch der Ausblick aus einem Fenster auf eine schöne, sei es eine liebliche oder auch wilde Landschaft, seien es herrliche Berge, Täler mit Flüssen oder auch das Meer, kann verzaubern.

Ich liebe den kilometerweiten Blick aus einem riesigen Fenster in unserem Haus in St. Moritz, 2.000 Meter hoch, in ein von hohen Bergen umrahmtes weites, breites Tal mit dem Dorf Silvaplana in weiter Ferne, welches aussieht wie aus einem Spielzeugkasten, mit den Seen, die in der Sonne im Sommer in den unterschiedlichsten Farben schimmern und im Winter gefroren und schneebedeckt, diamanthell glitzern. Der Anblick ist zu jeder Jahres-, Tages- und Nachtzeit anders, aber immer überwältigend schön und imponierend. Bei klarer Sicht, Sonnenauf- oder untergang, der anschließenden »l'heure bleue« oder Mondschein, immer lädt der Blick zum Träumen ein.

Wenn aber über den Seen von Maloja, dem Lieblingsort Nietzsches, die berühmte Wolkenschlange heranzieht, sich zwischen die Berge schiebt, sich Wolken und Nebel zu mischen beginnen, wenn plötzlich alles anfängt unheimlich zu wallen und wabern, wenn nicht mehr zu unterscheiden ist zwischen fester Materie und Gespinnst, dann fangen beim Starren in dieses Phänomen der Natur auch die Gedanken an, durcheinander zu wirbeln, zusammenhanglos wechseln sich Phantasie und Tatsachen ab.

Erinnerungen tauchen auf aus Kindheit, der Jugend oder an besondere Ereignisse, Teile des Lebens im Rückblick spulen sich ab, Höhen und Tiefen, Momente des Glücks und des Unglücks, der Freude und der Trauer, des Erfolges und des Mißerfolges. Gestalten tauchen auf und verschwinden, Verwandte, Freunde, Kollegen, Weggefährten, Persönlichkeiten, die man nur flüchtig kennen lernte, von denen man aber beeindruckt war.

Das Starren in die entfesselten Kräfte der Natur läßt den Phantasien freien Lauf, wirft Fragen auf nach Antworten, die es nicht gibt, oder doch? Nach Problemen, die unlösbar erscheinen, oder doch? Man sollte nach Vollkommenheit streben, aber den Mut zur Unvollkommenheit haben, denn sonst findet nie etwas statt.

Zufriedenheit und Glück fangen dort an, wo das Vergleichen aufhört. Freiheit und Gleichheit schließen sich aus. Warum ist es so schwierig, einen goldenen Mittelweg zwischen beiden zu finden? Wie entsteht und woher kommt der sogenannte Zeitgeist und warum beeinflußt er in so starkem Maße die Menschen? In Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen heißt es: »Lebe mit Deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf, leiste Deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben.« Wer sich zu stark von dem jeweiligen, gerade wehenden Zeitgeist beeinflussen läßt, geht seiner Individualität verlustig. Es besteht die Gefahr, daß er seine eigene Urteilskraft verliert und sich den Vorurteilen der Masse anschließt. Besonders in unserer heutigen Mediengesellschaft droht eine fortschreitende Entmündigung des Einzelnen.

Einem vermutlich unerklärbarem Gesetz folgend forschen die Menschen unaufhörlich und dehnen ihr Wissen und Machtbereich zunehmend schneller aus. Aber je weiter die Technologie auf allen Gebieten fortschreitet, desto schicksalhafter wird ihr Einfluß auf die Menschheit und unseren Planeten sein. Es erscheint gefährlich, daß der Mensch anfängt, die Natur zu beherrschen, bevor er sich selbst zu beherrschen gelernt hat.

Besonders charakteristisch für die Zeit in der wir leben ist die extreme Beschleunigung der Entwicklungen auf fast allen Gebieten, (mathematisch gesehen meistens sogar in Form von Exponentialkurven verlaufend) von der Zunahme der Weltbevölkerung angefangen bis hin zu naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und der Anwendung neuer Technologien. Dabei besteht die Gefahr, daß die Dynamik mit der gewisse Prozesse ablaufen, sich verselbständigt und die Entwicklung uns zu überrollen droht.

Frage: Vernachlässigen wir nicht das Denken – vor allem das universale Denken – zugunsten des Handelns? In den Industrieländern droht der technischen Wandel mit seinen Einflüssen auf Umwelt und Atmosphäre immer schneller den Möglichkeiten seiner wirklichen und langfristigen Kontrolle sowie seiner politischen und sozialen Beherrschung davonzulaufen. In den meisten Entwicklungsländern droht die Bevölkerungsexplosion alle Fortschritte im Hinblick auf einen höheren Lebensstandard wieder zunichte zu machen. Warum wird dem Thema Bevölkerungsexplosion, derzeit das Hauptproblem der Menschheit, so wenig Achtung geschenkt? Familienplanung erscheint in vielen Ländern wichtiger als Wirtschaftsplanung.

Wie sähe ein Blick aus dem Fenster auf die Zeitachse unserer sich rasant beschleunigenden Zukunft aus? Natürlich bleibt er uns versperrt. Selbst

vage Vorhersagen sind besonders wegen der Geschwindigkeit, mit der die Dinge sich entwickeln, praktisch unmöglich. Wird das heute noch Undenkbare morgen schon Wirklichkeit sein? Werden wir der Zukunft gewachsen sein bevor sie da ist? Werden wir die neuen Technologien rechtzeitig lernen zu beherrschen oder besteht die Gefahr, daß sich Prozesse verselbständigen und ohne Kontrolle ungesteuert und ungebremst sich von allein weiterentwickeln?

Am wichtigsten wird ein Umdenken sein und eine Änderung der geistigen Einstellung mit neuen Denkformen und -modellen. Was braucht eigentlich ein Mensch, um glücklich und harmonisch leben zu können? Weiteres Wachstum um jeden Preis und technischer Fortschritt als Selbstzweck können keine Lösung sein. Wird es gelingen, gegen den augenblicklich herrschenden Zeitgeist in neue geistige Dimensionen vorzustoßen? Warum besinnt man sich aber auch so wenig auf bereits Gedachtes wie den kategorischen Imperativ von Immanuel Kant: »Handle so, daß die Maxime Deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten können.«

Nichts hat uns bisher mehr geschadet und wird uns in Zukunft mehr schaden als der Mangel an Einsicht in unser Nichtwissen, der Mangel an Ehrfurcht, Bescheidenheit, Zurückhaltung und Besinnung, ja Demut und auch Nächstenliebe.

Nach meiner festen Überzeugung wird die Bewältigung aller Zukunftsprobleme nur möglich sein durch eine ethische und moralische Erneuerung, die in einem festen Glauben an eine göttliche Ordnung wurzelt. Hoffen wir, daß ein neuer besserer Zeitgeist rechtzeitig zu wehen und sich durchzusetzen beginnt mit mehr Vernunft, mehr Sinn für Frieden, mehr Verständnis für ein harmonisches Leben in Einklang mit der Natur und mehr Verantwortung gegenüber unserer Umwelt und ihren Geschöpfen. Hoffen wir mit den Worten Friedrich Hölderlins: »Nah, doch schwer zu fassen ist Gott, wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.«

ALFONS LABISCH

»Hier wollen wir wohnen«

Ein Haus ohne Fenster? Wer würde hinein-, wer würde hinaussehen? Was sollte dieses Haus ausstrahlen? Ein Haus ohne Fenster ist blind. Ein Haus ohne Fenster hat kein Gesicht. Ein Haus ohne Fenster hat keinen Charakter. Es sieht nichts, es bedeutet nichts.

1990 kamen wir, meine Frau und ich, erstmals mit dem Gedanken nach Düsseldorf, daß ich in dieser Stadt arbeiten würde. An einer Stelle sagte meine Frau unvermittelt: »Hier wollen wir wohnen«. Es war am Schwanenmarkt. Es war nicht allein die Ruhe dieses Platzes mitten im Herzen Düsseldorfs. Es waren die klassizistischen Häuser mit ihren großen Fenstern. Sie erinnerten uns an unsere Heimat, ohne daß wir dies in diesem Moment gewahr wurden: die alten Häuser und Straßen in Aachen, in Maastricht oder in Eupen – da fühlen wir uns zu Hause. Seit 1991 wohne ich auch in Düsseldorf – zunächst in einem schönen alten klassizistischen Haus, dann in einem Haus aus den 1950er Jahren, beide in der Friedrichstadt gelegen, mit Blick auf das alte Ständehaus, aus dem dann K21 werden sollte. Auch hier fühle ich mich wohl: nach vorne heraus mitten in der Stadt, nach hinten hinaus in einer ungeahnten Idylle, alte Gärten und alte Gassen, beides erholsam.

Fenster sind lebenswichtig: sie geben dem Haus ein Gesicht; uns lassen sie hinaussehen und am Leben teilhaben. An meinem eigentlichen Arbeitsplatz im Medizinhistorischen Institut der Heinrich-Heine Universität kann ich über den Rhein und die Klinik hinweg von Neuss bis Düsseldorf sehen. Die Roy-Lichtenstein-Halle und die vorklinischen Institute liegen im Westen, im Nordwesten beginnt mit der Fleher Brücke der Reigen der Brücken Düsseldorfs, noch weiter nach Norden liegt das Universitätsklinikum, die Kirchen, allen voran St. Suitbert, die Hochhäuser, in der Ferne jetzt der Victoria-Turm und das Arag-Haus. Ganz entfernt – nachdem die Sparkasse umgebaut worden ist – blinkt der neue Watch-Tower des Flughafens. Je nach Windrichtung sehe ich die Flugzeuge starten oder landen: Wo mögen sie hinfliegen, wo mögen sie herkommen? Nach Westen reicht der Blick so weit, daß das Wetter vorher zu sehen ist. Wolken, Unwetter kündeten sich lange vorher an. Einen solchen Blick habe ich mir immer gewünscht. Der Blick in die Ferne richtet das Wesentliche in der Nähe – gleich ob im Leben oder in der Wissenschaft.

Ähnlich ist es in der kleinen Wohnung in Düsseldorf: nach vorne heraus ein Erkerzimmer, ein großes Fenster nach vorn, je ein kleines zu den Seiten

– das »Fernsehzimmer«: der Blick reicht von der Rheinkniebrücke in einem weiten Bogen bis fast zur Corneliusstraße. Im Hintergrund sind die großen Bauten zu sehen. Das neue entstehende Gebäude einer Bank nach Westen hin, das Mannesmann-, jetzt Vodafone-Hochhaus, das neue GAP 15 nach Norden, gleich daneben das Gebäude der Rheinprovinz – von vielen angefeindet, erhebt es sich kühl über die Baumsilhouette des Parks. Die Bau- schande des Viertels, die Westdeutsche Landesbank, reiht sich gnädig in die Straßenfront ein. Der Blick in die Nähe läßt den Tag vergessen. Der Verkehr in die Stadt hinein und aus der Stadt heraus, viele Tausende Kraftfahrzeuge jeden Tag – die üblichen in der Woche, am Wochenende dann die besonde- ren: ob alte Jaguars, öfter auch ein Bentley oder gar ein Morgan, manchmal sogar ein Aston-Martin. Der Verkehr auf der Elisabeth- oder auf der Fried- richstraße, die Menschen auf den Gehwegen: eilig unter der Woche, ge- mächlich am Wochenende. Und dann unmittelbar vor den Fenstern: K21 – verdeckt hinter den großen alten Bäumen des Parks samt seinen großen und großartigen Kunstwerken. Das Gebäude hat Würde, die riesige Kuppel hat Kraft – abends ist sie gelegentlich erleuchtet und strahlt über den Park hin- weg. Und dann die Menschen, die Tiere im Park und auf dem künstlerisch gestalteten Spielplatz: Kinder und Hunde tollen herum. Hier gibt es den ganzen Tag etwas zu sehen. Abends und nachts leuchten die Lichter der Großstadt nah und fern. Fürwahr: ein Fernsehgerät braucht es in diesem »Fernsehzimmer« nicht – es gibt auch keins.

Gleichwohl: Erträglich wird der Blick auf die unaufhörliche Flut von Fahrzeugen, weil die Fenster nach hinten auf eine Idylle gerichtet sind, die viele alteingesessene Düsseldorfer nicht kennen und die vielen Vorbeieilen- den nicht einmal ahnen: Die wundersam verwinkelte Reichsgasse mit ihren alten Häusern, den alten Remisen, den parkähnlichen Gärten mit alten Bäu- men, die fernen Häuser am Fürstenwall – auch hier klassizistische Fenster im Dachgeschoß der berühmten Schule, in der die Schüler einst die Feuer- zangenbowle für ihre Zwecke einzusetzen wußten. Die Fenster der Woh- nung öffnen einen weiten Blick in eine vollkommen ruhige Gartenstadt. Im Sommer grünt unmittelbar vor dem Haus eine alte Linde, der Balkon, eher schon ein Zimmer mit zwei offenen Außenwänden, ist nahezu im Baum verborgen. Auf der einen Seite der Kirchturm von St. Peter, auf der anderen Seite der Funkturm, seit einigen Jahren nachts blau-irisierend erleuchtet. Welch ein Kontrast. Der Lärm der Stadt wird hier zu einem dunklen Hinter- grundrauschen – ansonsten Ruhe und Frieden: jeder einzelne Laut ist zu hören, ob ein Vogel in den Bäumen oder ein Kind in der Nachbarschaft. Diese Wohnung mitten im Getriebe der Stadt ist ein besonderer Ort.

Und die Fenster in unserem Haus in der Nähe von Aachen, dem Haus, in dem meine Frau groß geworden ist und in dem wir beide seit über 35 Jahre gemeinsam leben? Gärten rundherum, Nachbarn, die uns von Kindes-

beinen an vertraut sind, die einen heute noch wir ihre eigenen Kinder wahrnehmen und ansprechen. Hier sind wir zu Hause. Und auch hier ist der Blick aus dem Fenster einzigartig. Unser Wohnraum liegt mitten im Garten: Fenster rundherum vom Boden bis zur Decke – der Architekt trotzte uns eine kleine Wandfläche ab. Im Garten blühen zu jeder Jahreszeit Pflanzen – auch jetzt, bei ungewohnt hartem Frost eine Zaubernuß und ein duftender Viburnum. Das Fenster in meinem Arbeitszimmer im Dachgeschoß blickt nach Osten, es nimmt den gesamten Giebel ein. Der Blick geht durch die Äste eines großen alten Kirschbaums auf den Garten. Im Winter ist das Licht schneidend hell – besonders an frostigen klaren Tagen wie heute. Im Sommer ist das Licht grünlich dunkel – der Kirschbaum schluckt die Sonnenstrahlen. Als Dank gibt es Anfang Juli große Knappkirschen, vom Fenster aus zu pflücken – in manchen Jahre in wahren Kirschtrauben, die die Äste tief nach unten ziehen. Mein Schreibtisch bekommt Licht durch ein Atelierfenster, das das Dach vom First bis zum Boden durchschneidet. Hier sehe ich in die Gärten der Nachbarn und höre die Kinder spielen. Auch dies ein Ort unbedingter Ruhe. Die Fenster öffnen ihn zum Leben der anderen Menschen.

Nicht jedes Fenster können wir uns aussuchen. Im Rektorat blicke ich auf einen bedeutenden Weg. Jeder, der von der Universitätsklinik zur Universität geht, kommt hier vorbei. Gleichwohl: auf der anderen Seite sehe ich den zweiten Baukörper des Rektorates, ein Zweckbau der frühen 70er Jahre. Eine alte Glyzinie verdeckt gnädig den Waschbeton. Zum Glück wächst unmittelbar vor meinem Fenster ein großer Busch. Die roten Beeren sind im Winter die Hauptspeise der Vögel, es geht zu wie in der Mensa Academica. Aber hier hat noch mehr zu geschehen. Auf der Nordseite des Rektorates steht seit Oktober 2004 eine Statue von Michael Irmer. Sie lenkt den Blick auf das Universitätsklinikum. Im Vestibül eine Statue von Hede Bühl: Ruhe und Versenkung. Auch auf der Südseite sollte der Blick durch ein Kunstwerk gelenkt werden. Thomas Schönauer hat bereits eine Statue entworfen. Irgendwann, hoffentlich bald wird sie zu sehen sein. Auch diese Fenster hätten dann etwas Besonderes – nicht nur die blanke Notdurft, Licht und Luft hereinzulassen.

Ein Haus ohne Fenster, das wäre mehr als der Verlust von Sicht und Sonne. Das Gesicht, ein Teil des Lebens wäre verloren. Unvorstellbar.

ANNE-JOSÉ PAULSEN

Harte Arbeit – freier Ausblick

Zum ersten Mal sah ich das Oberlandesgericht Düsseldorf 1979, als ich mich dort als junge Assessorin um meine Einstellung in den Justizdienst des Landes bewarb. Zu dem vereinbarten Vorstellungsgespräch war ich mal wieder viel zu früh erschienen und hatte deshalb Muße, mir den beeindruckend schönen Bau an der Cecilienallee anzuschauen. Er zog mich sogleich in seinen Bann. Das unter Leitung des preußischen Baumeisters Paul Thoemer (1851-1918) errichtete Gebäude stammt aus dem Jahr 1910. Obwohl es erkennbar der Majestät des Rechts und der Staatsmacht Ausdruck verleihen will, hat es nicht die Wucht anderer zeitgenössischer Behördenbauten. Es stellt sich bescheidener und vielleicht gerade deshalb gefälliger dar. Der Eingang ist kein Portal, sondern noch Tür, die Fassade, obwohl mit reicher Ornamentik versehen, klar strukturiert und nicht überlastet. Und die vielen Fenster versprechen Licht und eröffnen auf der Frontseite den unverbauten Blick auf die Rheinwiesen. Von den höheren Stockwerken aus kann man bis auf den Fluß und das andere Ufer sehen. – Damals entstand bei mir der Wunsch, hier arbeiten zu dürfen.

Ein Jahr später – ich war eingestellt und einer Zivilkammer des Landgerichts Düsseldorf zugewiesen worden – wurde ich wieder zum Oberlandesgericht gerufen und hörte dort zum ersten Mal die Frage, die ich von da an in unterschiedlichen Formulierungen immer wieder mal hören sollte und die ich inzwischen selbst anderen häufiger stelle: Können Sie sich vorstellen, hier zu arbeiten? Wirklich vorstellen konnte ich es mir damals noch nicht, aber ich wollte es gerne und deshalb sagte ich ja.

Mein erstes Zimmer lag tatsächlich an der Frontseite des Gebäudes und hatte ein großes Fenster zur Cecilienallee. Aus ihm konnte ich durch die Bäume des Parks auf den Rhein schauen – wenn ich denn Zeit hatte. Allzu viel davon gab es nicht. Denn eingesetzt als sogenannte Regressassessorin im Justitiariat des Oberlandesgerichts war ich nicht nur mit den Prozessen befaßt, die der Präsident des Oberlandesgerichts als Leiter dieser Behörde führen mußte, sondern ich hatte überdies eine Vielzahl von gutachtlichen Stellungnahmen zu Fragen aus allen Bereichen der Gerichtsverwaltung zu erarbeiten. Auf diese Weise lernte ich nach und nach das Oberlandesgericht und die Gerichte des Bezirks kennen. Vor allem aber erfuhr ich, was eine Justizverwaltung alles tun muß, damit Richter und Rechtspfleger ihre Aufgabe, Recht zu sprechen, wirklich erfüllen können. So öffnete sich mir ein Fenster im übertragenen Sinn zu einem Tätigkeitsfeld, das mir bis dahin völlig verborgen war und das eine Lebensaufgabe werden sollte.

Je länger ich im Oberlandesgericht tätig war, desto mehr wuchs mir das Gebäude mit all' seinen damaligen Unzulänglichkeiten ans Herz. Ich lernte es von oben bis unten kennen und fühlte mich bald dem Haus schon so zugehörig, daß jeder meiner nachfolgenden Einsätze an anderen Gerichten und auch im Justizministerium mit Heimweh zum Oberlandesgericht verbunden blieb. Mehrmals bin ich von diesen Stationen ins Oberlandesgericht zurückgekehrt: 1986 zur sogenannten Erprobung – so nennt man den etwa neunmonatigen Einsatz eines Richters am Amts- oder Landgericht bei einem Senat des Oberlandesgerichts, bei dem er seine Qualifikation für ein Beförderungsamts unter Beweis stellen soll – und zur anschließenden Übernahme des Personaldezernats für den gehobenen Dienst im Oberlandesgerichtsbezirk, 1992 nach der Geburt meines Sohnes als Mitglied eines Handelssenates und jetzt zuletzt vor vier Jahren als Präsidentin dieses Gerichts.

Während der Erprobung und auch während des späteren Einsatzes im Handelssenat saß ich im neunstöckigen Hochhaus, das in den 50er Jahren hinter dem Altbau an der Klever Straße errichtet und mit dem Altbau über eine gläserne »Beamtenlaufbahn« verbunden worden war. Auch dieses Zimmer blickte zum Rhein, diesmal allerdings über den Altbau und über die Bäume des Rheinparks hinweg. Von dort konnte ich beim abendlichen Diktat beobachten, ob sich der damals noch übliche Stau auf der Theodor-Heuss-Brücke aufzulösen begann und es sinnvoll erschien, nach Hause zu fahren, oder ob ich ohne weiteres auch noch ein zweites Votum diktierend abschließen sollte, bevor ich mich auf den Heimweg machte.

Nach wie vor liebe ich den Blick auf den Rhein, deshalb habe ich die großen Fenster des schönen Eckzimmers, in dem ich jetzt arbeite, von ihren Vorhängen befreit. Der vor der Balkontür zur Cecilienallee plazierte Aktenbock hat sogar Rollen bekommen. So kann ich ihn – selten genug ist dafür Muße – weggrollen, die Türen öffnen und den kleinen »Chefbalkon« betreten, um den sich mit den Jahreszeiten ändernden Blick auf die Rheinwiesen zu genießen.

Kern meiner Aufgaben ist das, was ich in Ansätzen als Regressassessorin in diesem Haus kennengelernt habe: dafür Sorge zu tragen, daß die Rechtsprechung im Oberlandesgerichtsbezirk ihren gesetzlichen Auftrag auch unter schwierigen Umständen, das heißt, bei sich verknappenden Ressourcen an Personal und Geld, erfüllen kann. Zum Glück ist mir nicht nur die Freude an der baulichen Schönheit des Oberlandesgerichts sondern auch die Freude an dieser Aufgabe geblieben, deren vielfältige Facetten sich mir mit den Jahren immer weiter erschlossen haben und bestimmt auch in Zukunft noch in immer neuen Herausforderungen weiter erschließen werden.

Noch vor meiner Rückkehr ins Oberlandesgericht hat es mein Amtsvorgänger geschafft, das Gebäude innen wieder in den Zustand versetzen zu lassen, den der preußische Baumeister, der das Haus geplant hat, vorgesehen hatte. Die geschmackvollen Wandmalereien konnten wiederhergestellt

und die historischen Lampen nachgebaut werden. Ich selbst hatte das große Glück, an der Umsetzung einer Idee mitwirken zu können, die dem Altbau innewohnt und die schon viele meiner Amtsvorgänger beschäftigt hatte; nämlich das Gebäude in seinem rückwärtigen Teil zu erweitern und die Dienststellen, die im Laufe der Jahre wegen Platzmangels auf andere Räumlichkeiten in der Stadt verteilt werden mußten, wieder auf dem Grundstück an der Cecilienallee zusammenzuführen. Wer den Altbau durchschreitet oder Gelegenheit hat, einen Blick auf seinen Grundriß zu werfen, erkennt schnell, daß eine solche Erweiterung von Beginn an mitbedacht worden ist. Aus diesem Grunde ist dem Oberlandesgericht sogleich ein Grundstück zugewiesen worden, das von der Cecilienallee bis zur Kurt-Baurichter-Straße reicht. Und deshalb sind auch die Flure im ersten Stockwerk so konzipiert, daß ohne Weiteres eine Verbindung mit einem Anbau hergestellt werden kann. Der frisch bezogene Erweiterungsbau, der auf einem Entwurf des Architekturbüros Petzinka Pink beruht, schafft eine harmonische Verbindung zwischen dem 1958 errichteten Hochhaus und dem historischen Altbau: ein moderner Gebäudekomplex, schlichter und sachlicher als der Altbau, der sich in Form, Größe und Außengestaltung gleichwohl an sein hundertjähriges Pendant anpaßt. Wie der Altbau so ist auch der Erweiterungsbau geprägt durch große Fensterflächen, die es zulassen, daß das Sonnenlicht Räume und Gänge durchflutet. Viele der langen Flure enden gleichsam im Licht. Und die Fenster der nach Osten gelegenen Büros geben den Blick auf den alten Friedhof mit seinem herrlichen Baumbestand frei. Das parkähnliche Gelände zwischen Kurt-Baurichter-Straße und Fischerstraße bedürfte allerdings dringend einer Aufwertung. Die alten Steine müßten restauriert, die Wege neu angelegt, die Bepflanzung ergänzt und der Bewuchs beschnitten werden. Aber ich habe die Hoffnung, daß es gemeinsam mit den übrigen Anliegern gelingen wird, auch dieses Kleinod der Zukunft zu erhalten.

Heute führen wir voller Stolz Besucher durch unser schönes Haus und organisieren für Besuchergruppen regelrechte Besichtigungen. Darüber hinaus ist es mir ein Anliegen, durch Veranstaltungen auch Menschen in das Oberlandesgericht »zu locken«, die – aus ihrer Sicht vermutlich glücklicherweise – sonst keinen Grund haben, ein Gericht zu betreten. So gibt es seit knapp zwei Jahren regelmäßig Konzerte und Vortragsveranstaltungen in der Eingangsrotunde oder im Plenarsaal des Altbaus, darüber hinaus bereiten wir jetzt – unter Einbeziehung des fertiggestellten Erweiterungsbaus – auch Ausstellungen vor.

Häufig höre ich von den Besuchern dann das, was ich immer wieder beim Betreten dieses Hauses selbst empfinde: es ist schön, in einem solchen Gebäude zu arbeiten. Für mich selbst kann ich nur hinzufügen, es ist noch schöner, sich in einem solchen Gebäude einer wirklich sinnvollen Aufgabe gemeinsam mit hochqualifizierten und sehr engagierten Menschen widmen zu können.